



SCHLESISCHER MUSENALMANACH



Schlesischer Mosenalmanach

Illustrierte Monatsblätter
für den deutschen Osten
im Dienste von Heimat-
kunst und Heimatliebe.

Verantwortlich für die Herausgabe und
Schriftleitung: Wilhelm Wirbischy in
Myslowitz. — Verlag des Schlesiſchen
Mosenalmanachs in Myslowitz.

Man bestelle

die Zeitschrift mittels Zahlkarte
beim Schlesiſchen Mosen-
almanach-Verlag in Mys-
lowitz, Postſcheckamt Bres-
lau Nr. 41120. — Vierteljähr-
lich 15 *M.*, Einzelheft 6 *M.*

Inhalt des Oktoberheftes 1920 (7. Jahrgang, Nr. 1).

	Seite.
An die liebwerten Leser. Wilhelm Wirbischy	1
Wacht auf! Joseph von Eichendorff	1
Voll Zuversicht. Wilhelm Wirbischy	2
Im Heimatglück. Fr. Müller-Rüdersdorf	3
Ein Gottesgericht. Wilhelm Wirbischy	4
Deutsche Worte	13
Wie Schlesien deutsch wurde. Paul Fiedler	14
Die Zauberkrast der schwarzen Diamanten. Elisabeth Grabowski	22
Blinkeblank. Alfred Nowinski	27
Im Gedenken Eichendorffs. Hermann Breiter	33
Philo vom Walde. Franz Eschauder	35
Die Pflege der Musik in Oberschlesien. Paul Neumann	42
Zur Beherzigung. Schönath-Carolath	44
Oberschlesiſcher Schloßpark. Karl Demmel	45
Seelenliebe. Maria Blümel	47
Oberschlesiſcher Dichtergarten	52
Lebensdaten	58
Bücherschau	59
Fragekasten	61
—————	
Noten: Mein oberſchlesiſch Land. Karl Fleischer	31
Titelbild: Voll Zuversicht. Bruno Zwiener. Zehn Tertbilder.	

Alle Einſendungen ſind zu richten an den Schlesiſchen Mosenalmanach
in Myslowitz, D.-S., Schließfach 37. Für Handſchriften, die nicht aus-
drücklich verlangt werden, wird keine Haftung übernommen. Für Rück-
ſendungen unverlangter Arbeiten iſt nicht allein das Porto, ſondern
auch die gebrauchsfertige Verpackung beizulegen. Der Nachdruck aller
Beiträge iſt verboten. Für die Entſcheidung über unverlangt eingean-
dete Beiträge iſt die Schriftleitung an eine beſtimmte Friſt nicht gebunden.

* SL 063a

Schlesischer Musenalmanach

Illustrierte Blätter
eines Jahrbuches für den deutschen Osten
im Dienste von Heimatkunst und Heimatliebe
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbikth

7. Jahrgang. Heft 1.

Myslowitz im Oktober 1920

An die liebwerten Leser!

Der Schlesische Musenalmanach erscheint nunmehr jeden Monat einmal. Schlesien soll und muß wie viele andere deutsche Lande auch eine eigene Monatschrift besitzen, die sich zur Aufgabe macht, Heimatkunst und Heimatkunde zu pflegen und eine Hüterin des schwer bedrohten Deutschtums im Osten zu sein. Es gilt mehr als je, die Heimat zu preisen, die Heimat, hauptsächlich Oberschlesien und die angrenzenden Lande, dem Deutschtum zu erhalten, Licht zu streuen in die finsternen Seelenkammern des Volkes. Alle Mitarbeiter (Schriftsteller, Dichter, Maler, Musiker usw.) sind Söhne und Töchter der Heimat. Ihre Arbeiten, alle, zeugen von warmer Liebe zur Scholle, von einer festen religiösen und nationalen Gesinnung, von Ernst und Würde in der Auffassung ihres Künstlerberufes. Es ist Pflicht — gerade in der heutigen Zeit — eines jeden, der die bedrängte Heimat liebt, diese Zeitschrift zu kaufen und zu lesen. Gott schütze die Heimat!

Myslowitz in Oberschlesien im Herbst 1920.

Mit deutschem Gruße

Der Herausgeber.

Wacht auf!

Es ist ein Kirchlein zwischen Felsenbogen
So tief versteckt: wie in den alten Sagen
Hat nächstens drin die Glocke angeschlagen,
Weiß keiner, wer die Glocken hat gezogen.
Erwache, Steuermann! hoch gehn die Wogen;
Ihr Hirten auf, die Herden nach euch fragen;
Ihr Wächter sollt an Schloß und Hütten schlagen,
Wacht auf, wacht auf, bevor der Klang verflögen!
Denn Heerschau halten will in deutschen Gauen
Der Herr und zählen, die ihm treu geblieben,
Eh' er den Engel mit dem Schwerte sendet.
Schon bricht's so dunkelrot durchs Morgengrauen,
Ob's Blut bedeutet oder feur'ges Lieben,
Es steht in Gottes Hand, die niemand wendet.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

7 C 35
3576

Voll Zuversicht:

(Zum Titelbilde.)

Worte an die Oberschlesier von Wilhelm Wirbizky.

Sinnere Schote rauchen wie nirgend auf der ganzen Welt. Die Räder der Fördertürme drehen sich ohne Aufhören, und an den schier endlosen Seilen steigt ohne Unterlaß das schwarze Gold, das schwierige Hände im Bauche der Erde graben, ans Sonnenlicht. In Hütten dröhnen die Dampfhämmer, in Hochöfen kocht das kostbare Erz. Ein ewiges Bewegen! Ein gewaltiges Lied ohne Ende! Überall die eine hehre Melodie: Arbeit. Auf den Feldern reifen die Früchte. Die Wälder stehen voll finstrier Hölzer. Oberschlesien ist ein reiches, ja sehr reiches Land. Darum wollen es auch die Feinde, die Deutschland durch Aushungerung zum Nachgeben zwangen, haben. Zu Polen sollen wir. Bestochene Hezer, Vaterlandsverräter haben aus Warschau Polens letztes Geld herbeigeschleppt, dasselbe unter das obereschlesische Volk gestreut, um es zu locken. Nur den Lauen, den Trägen, den Nörgler, den Dummen konnten sie befördern. Den wahren Oberschlesier nicht. Mag's tosen und branden um ihn her wie nie zuvor — er blickt voll Zuversicht in die Zukunft. Er kennt die Geschichte seiner Heimat und läßt sich nicht durch die Silberlinge des Judas irreführen. Er weiß, daß in seinen Adern kein polnisches Blut, sondern slavisches und deutsches Blut fließt. Er weiß, daß in Oberschlesien zuerst Germanen, dann erst Slaven wohnten, daß diese Slaven aber keine Polen waren. Er weiß, daß Oberschlesien ein seit vielen Jahrhunderten in Deutschland fest hineingewachsenes Glied ist, das zugrunde geht, wenn es losgetrennt wird. Er weiß, daß Oberschlesien nur von 990 bis 1163, also nur 170 Jahre lang, zu Polen gehört hat, nachdem es mit Feuer und Schwert erobert worden war. Er weiß, daß während vieler Jahrhunderte der deutsche Mönch, der deutsche Bauer, die deutsche Industrie, das deutsche Geld Oberschlesien zu dem gemacht haben, was es heute ist. Der Oberschlesier ist in Deutschland geboren, er bleibt seiner Mutter Germania in Liebe und Treue zugetan. Er kennt keinen Verrat, weil er ein aufrichtiger Deutscher ist. Der Oberschlesier hat es bei Deutschland immer gut gehabt. Das vergißt er nicht. Ruhig geht er an seine Arbeit — aufs Feld oder in die Werke. Ruhig wartet er die Entscheidung ab. Er hört nicht auf die Wühler und Hezer, die sich bereichern, ihn aber ins Elend stürzen wollen. Er ist voll Zuversicht; denn Oberschlesien kann und wird nicht an das unglückliche arme Polen fallen — es muß bei dem alten, schönen, großen Deutschland bleiben.



VOLL-ZUVERSICHT

Jonas

Vor der Abstimmung in Oberschlesien.
Zeichnung von Bruno Zwiener.

Instytut Śląski

~~L. 4093/1~~

Im Heimatglück.

Gedanken und Stimmungen von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Könige sind wir, wo unsere Wünsche uns schweigen. Und das Reich des Heimattfriedens ist unser stilles Königreich.

Heimatliebe! — Wie ein ewiges Licht in frommer Kapelle flammst du im beststillen Heiligtum des Herzens.

Bilde dir nicht ein, daß du der Heimat nichts sein könntest! Zeige dankbar, was sie dir ist — und du bist ihr genug!

Geliebte Fluren, durch die unsere munteren Kinderfüße hüpfen und die ersten Lerchenstimmen unserer lenzlichen Hoffnungen und Sehnsüchte fangen! Gebenedeiet seid ihr in dem Reiche unseres Lebensglaubens. Aber eurer Saatweite liegt ein Schimmer, der selbst das Armste, Dunkelfste und Notvollste verklärt, und atmet ein Duft, dessen unvergleichliche Süße mit jedem Lebenslenze stärker um die Spuren freundiger Erinnerung weht.

Zum gedeihlichen Bauen am Heimatwerke gehören Gemeinschafts-sinn, Duldsamkeit, Ausdauer und vor allem viel Selbstverleugnung.

Wie so wunderbar gerecht schenkst du deine Guld, gütige Mutter Heimat! Gern gibst du dein Bestes deinen Kindern, doch kennst du nicht blinden Vorzug und Belohnung der Unwürdigkeit und Ungebühr. Denn nicht selten sind es deine Stiefkinder, die ob ihrer herzlichsten Zuneigung dir am tiefsten in das Herz wuchsen.

Göttlichste Lust, dich im Blau der Träume zu verlieren, über dem die Sonne der Heimatsegnungen strahlt!

Weil die Züge des Gesichts die Seele spiegeln, kann uns auch die unscheinbarste Veränderung im Gesicht der Heimat nicht gleichgültig sein, zumal es sich bei ihr um die Seele unserer Seele handelt.

Wald, Acker, Flur und Garten — alles beut uns Naturseelen seinen Nährgrund, daß wir darin wurzeln. Und überall ist die Stätte, wo wir segnend sprossen können. Dies aber dünkt mich das Seligste: ein Schatten- und Fruchtbaum an Tor oder Straße meiner Heimat werden.

Die echte, rechte Heimatempfindung kennt keine Künstlei, Prunk-hascherei und Geschraubtheit. Ihre Kunst ist der Drang zur Natur, und einfach, schlicht und klar sind ihre Offenbarungen.

Darum gehen so viele unbegnadigt durch die Heimat, weil sie nur ihre Weiten zu erfassen suchen und dann im dämmernden Horizont sich verlieren. Die unbedingte Notwendigkeit beim Spähen nach den Heimatwundern ist der Blick, der mit dem Schritte geht, und der nah' und immer näher sucht.

Dies soll euch als bester Trost gelten: mit euren Enttäuschungen und eurem Elend in die Arme der Mutter Heimat flüchten zu können. Und dies als größter Reichtum: euer Glück in ihren Schoß betten zu dürfen.

Ein Gottesgericht

Roman von Wilhelm Wirbizky.

I.

Man frage mich nicht, wann und wo es geschah; denn ich bin kein Historiker. Auch war ich nicht in Sevilla, in Lissabon, in Granada oder gar Malaga, wo man schließlich die Handlung vermuten könnte, zu der Zeit, als sich alles dies, was ich hier schreibe, abgespielt hat. Ich schildere die Menschen und ihre Umgebung auch nicht um der Geschichte, sondern um ihrer selbst willen. Man lasse also dem Dichter sein gutes Recht und fordere von ihm niemals, was ein Geschichtsforscher zu geben vermag. So sehr ich bemüht sein werde, die äußeren Requisiten und die Staffage historisch zu gestalten, wird meine Dichterphantasie doch schon in diesem rein Außerlichen keine Gewalt dulden. So liegt der Zweck dieser Geschichte auch nicht darin, ein Bild eines Volkes zu einer bestimmten Zeit zu zeichnen, sondern übergeschichtliche, allgemeingültige Menschenschicksale vor den Augen meiner Leser zu gestalten. Ob ich dabei Klassiker oder Romantiker, Expressionist oder Impressionist bin, weiß ich nicht. Um alle diese ästhetischen Schablonen kümmere ich mich nicht. Mein Schaffen soll keine bestimmte, festumgrenzte Tagesrichtung bestimmen, sondern lediglich und allein der Geist der alles beseligenden wahren Liebe.

In diesem und auch nicht im vorigen Jahrhundert war es, als sich mehr als zwölftausend Spanier beiderlei Geschlechts und ohne Unterschied des Alters in der Arena eingefunden hatten, um sich an dem grausamen Kampfe zwischen Stier und Menschen zu weiden. Es ist ein prächtiger Junitsonntag und nachmittags 4 Uhr. Wiewohl der Spanier von jeher nicht allzu gern arbeitet und darum wohl zu jeder Tageszeit genug Zeit für allerlei Vergnügungen übrig hat, fangen die Stierkämpfe ausschließlich überall um diese Stunde an. Nur höchst selten trifft es zu, daß die Sonne zum Beginn dieser Nationalfeier durch Wolken verfinstert ist. Fast immer strahlt sie um diese Stunde in schönster Helle, und dieser südliche Sonnenglanz wirkt auf den Spanier wie ein Magnet. Da ist auch nicht ein Haus, das leer zurückgelassen wird. Auf den Straßen summt und braust es. Es ist ein Fluten, das den Fremdling schier betäubt.

In jedem Auge glüht die Erwartung. Aus jedem Antlitz ströhrt nie gesehene Freude, alles übersteigender Jubel. Die Bänke und Logen sind übervoll. Amphitheatralisch verteilt sich die überbunte, prunkhaft geschmückte Menge in der Arena. Noch eine Viertelstunde muß sich der schaulustige Spanier gedulden, ehe die Picadores das der Corregidorloge gegenüberliegende Tor unter Trompetengeschmetter zu Pferde verlassen und damit das Zeichen zum Beginn des Schauspiels geben.

Noch eine Viertelstunde muß das hier versammelte Spanien in schwerer Ungeduld verharren, bis es, von Wahnsinn ergriffen, mit wildem Jubelgeschrei den Matador als Abgott der Nation begrüßen kann.

Noch eine Viertelstunde muß es schreien, trommeln, pfeifen, rasseln, stampfen, fluchen, muß es ein unbeschreibliches Getöse anheben, um die Wut des durch lange, dunkle Gefangenschaft schon ohnedies geschwächten und überreizten Stieres ins Upermeßliche zu steigern.

Halbfünf. Das alles übertönende, wirre Massengeschrei weicht einer allgemeinen Stille, die beim Betreten des Kampfplatzes durch die sechs Picadores ein lustiges Trompetengeschmetter ablöst. Lautes Jubeln, Fahnen- und Tücherschwenken, Pfeifenschrillen, Trommelwirbel lassen aber wieder nicht lange auf sich warten. Die Picadores, kräftige, sehnige Gestalten, mit grauen, breitrandigen Hüten werden begrüßt. Der Gruß wiederholt sich in derselben Weise, wenn sich kurze Zeit darauf die sechs Chulos vor der brausenden Menge zeigen.

Noch fehlt die Hauptperson, der heilige Spaniens, Don Sierra. Die Welt hat keinen Begriff, was Spanien von einem Stierkämpfer hält. Der König verliert an Macht und Herrlichkeit in dem Augenblicke, da der Held des Tages erscheint.

„Ah, el divino Sierra!“ ruft, schreit aus Leibesträften, wie aus einem einzigen Riesenmunde die ganze Arena. Don Sierra, der Göttliche, verneigt sich einige Male und verläßt, das blanke Schlachtschwert in seiner Rechten, ebenso wie gekommen, stolz und vornehm die Arena.

Wenn nun der Spanier verstummt, und eine fast unheimliche zu dem Gebraus von vorhin in furchtbarem Gegensatz stehende Stille die ganze Arena überkommt, so hat das seinen Grund in dem in wenigen Augenblicken später erscheinenden Stiere. Die Picadores drücken sich an der die placa des toros kreisförmig umziehenden Holzwand, über welche hinweg sich die untersten Bankreihen und die Musikkapelle erheben. Sie drücken schweigsam und mechanisch ihre Lanzen an die goldgestickten seidnen Jacken, während die gleichfalls völlig in Seide gehüllten Chulos den großen Kampfplatz durchmessen, wobei sie ihre scharlachroten Tücher und Mäntel auseinanderfalten, um damit sofort den ankommenden Stier zu begrüßen.

Ein Trompetentusch.

Die Stille wird noch unheimlicher. Man könnte eine Nadel zu Boden fallen hören. Alle Blicke wenden sich von der Corregidor-Loge in der Mitte der Zuschauerplätze, von wo aus soeben mit einem weißen Tuche ein Zeichen gegeben wurde, ab, um in Blizeschnelle zu der Öffnung in der Holzwand zu fliegen, aus der soeben ganz verwirrt das Opfer des Tages tritt.

Ein prächtiges Tier — dieser Toro! Still hält er. Das schlagmäßig einsetzende, die Wolken zerschende Geschrei der Menge macht ihn anfangs zwar scheu, in Sekunden aber derart wild, daß er, laut aufbrüllend, die blanken, spizen Hörner senkt und, zum Aufspießen bereit, gegen den nächsten Picador losrennt.

Der Kampf hat begonnen. Es ist nervenerregend, zuzuschauen, wie wenig dem Spanier ein Menschenleben gilt. Dieses Mal hat der Picador

Glück. Der Stoß des wilden Tieres ging fehl, und von dem wütenden Anprall erzittert die hölzerne Schutzwand, an der entlang der entfesselte Stier nunmehr im Kreise herumläuft, um den nächsten Reiter zu durchbohren. Auch dieses Mal war der Picador äußerst geschickt. Der Stoß geht ins Leere. Doch der Picador ist nicht zufrieden, sein Leben gerettet zu sehen. Der Stier muß für seine Freveltat seinen Lohn erhalten. Im Augenblick sitzt die kurze Lanzen Spitze im Halse des laut Aufbrüllenden. Der Schmerz peinigt fürchterlich den wütenden Stier. Am liebsten möchte er sich in den Sand legen.

Da — funkelt ihm etwas Rotes vor den Augen. Es tanzt, flattert, schlägt Kreise. Er fährt auf, springt los, wieder mit gesenktem Kopfe. Er stößt seine Hörner in den scharlachroten Mantel, den einer von den sechs Chulos, wie ein Vogel hüpfend, ihm entgegen hält. Der Stier müht sich vergeblich, seinen Gegner zu beseitigen. Den Kopf in dem roten, langen Tuche verwickelt, quält er sich, sich von der seltsamen Maske zu befreien. Den Chulo lohnt tosender Beifall. Schaum fließt aus dem Maule des gepeinigten Tieres. Das Blut, das seiner Halswunde entströmt, rieselt in großen Tropfen zu Boden. Er brüllt wie ein verendender Löwe. Doch Spanien hat kein Mitleid mit dem Tiere. Neue Peiniger treten ihm entgegen. Die roten Tücher werden zahlreicher. Eine wilde Jagd entspinnt sich. Die Chulos rennen wie besessen, und je mehr sie ihr Lauftempo beschleunigen, desto größer wird die Wut des Toro. Der eine rettet sich eiligst durch einen Spalt in dem hölzernen Zaune. Der zweite, dritte, vierte können ihm folgen. Doch der letzte scheint verloren. Die rettende Öffnung kann er nicht mehr erreichen. Der Stier hat ihn in die Enge getrieben und ist im Begriff, ihn zu durchbohren. Da wirft ihm der Verzweifelte das rote Tuch vor die Füße, und mit einem überkühnen Sprunge nimmt er die sechs Fuß hohe Schranke, um sich in den Zuschauer-raum zu retten.

„Bravo! Bravo!“ klatscht die Arena in die Hände. Die Chulos gönnen sich eine kleine Pause, während welcher der Kampf in sein zweites Stadium tritt. Der Stier ließe sich nunmehr leicht durch einen wohlgezielten tiefen Lanzenstoß unschädlich machen. Damit würde sich jedoch der Spanier nicht zufrieden geben. Erst müssen Pferde- und Menschenleiber tot am Boden liegen, dann müssen die Banderilleros ihr gefährliches Spiel beginnen, dann — und dann ist der Kampf noch immer nicht zu Ende.

Raum, daß der letzte Chulo aus der Arena glücklich entkommen ist, sind die Picadores schon wieder da, um mit ihren Lanzen dem nunmehr rasenden Stiere zahlreichere, tiefere Wunden beizufügen. Die spitzen Hörner des Gepeinigten fahren dabei den Pferden tief in die Brust. Die Rosse bäumen sich hoch auf, wiehern verzweifelt, werfen den Reiter in weitem Bogen von sich, versuchen dem Toro auf den Nacken zu springen. Doch das ist ihr Untergang. Der Stier neigt seine hörnernen Dolche zum zweitenmale, dieses Mal aber so tief, daß er den Unterleib der Rosse erreicht. In Blizeschnelle erhebt er sich, den Bauch der Pferde von unten bis oben gänzlich aufschlitzend. Das Blut strömt wie ein Wolken-

bruch auf den Rücken des Stieres. Er schüttelt sich, daß die roten Tropfen nur so fliegen. Müde vom Kampf, gequält von den großen Schmerzen der Lanzenstiche, wendet er sich von den sich im Blute wälzenden Pferden zur Seite, wie wenn er — der blöde Stier — ein laises Grausen vor solchen Untaten empfindet. Doch Spanien jauchzt vor Entzücken. Greise, Greisinnen, Männer, Frauen, Kinder erfüllen die Luft mit einem nie endenwollenden Freudengeschrei. Eine nur Sekunden währende Pause tritt ein. Die Zuschauer gönnen sich keinen Augenblick zum Verschnaufen. Die Spannung ist zu groß, als daß sie unterbrochen werden könnte.

Die Chulos sind wieder auf den Kampfplan getreten. Sie sind im Erfinden neuer Foltern die wahrhaftigen Teufel. Die roten Tücher liegen tatenlos hinter der Arena. In ihrer Stelle sind feine, am Ende mit Widerhaken versehene, in Blumen und Papierbänder gehüllte Pfeile getreten. Von neuem entspinnt sich ein reines Fangen und Haschen. Der Chulo entwickelt eine überaus große Geschicklichkeit und Kühnheit, dank welchen es ihm gelingt, den Nacken des Stieres mit einer Unmenge solcher Pfeile zu „schmücken.“ Dem armen Toro wird es wirr vor den Augen. Hoch wie ein Geyser spritzen die Blutströme aus dem Genick in die Höhe. Das und die wahnsinnigen Schmerzen machen ihn vollends matt. Er hält ganz still. Jetzt wäre für den Matador der günstigste Augenblick da, das Tier durch einen Degenstoß von seinen Qualen zu erlösen.

Doch Spanien hat noch nicht genug. Spaniens Nerven sind stark, sehr stark und vertragen noch mehr des Schauerlichen.

Jedes neue Kampfstadium wird durch ein Signal eingeleitet. Dieses Mal warten die Tribüneninhaber ein solches aber gar nicht ab. Sie geben es vielmehr selbst, indem sie mächtig „fuego! fuego!“ in die Arena schreien. Und wirklich — es brennt, brennt in den Händen der von neuem hereinstürmenden Chulos. Sie behängen den Nacken des Stieres mit flammenden Luntten. Ein luxuriöses Feuerwerk entwickelt sich auf dem Rücken und Kopfe des zu Tode gequälten Stieres. Er wütet wie ein Besessener, läuft vorwärts, rückwärts, wie wenn er sich vor sich selbst fürchtete. Nun tanzt er gar. Sinnlose Wollust befällt die Anwesenden. Der Stier hat noch nie so laut, so verzweifelt, so markerschütternd gebrüllt wie jetzt. Aber auch der Spanier hat sich noch nie so trunken benommen wie in diesem Augenblicke. Er muß sich austoben, muß schreien, brüllen, jauchzen, stampfen, pfeifen.

In der nächsten Minute naht die Entscheidung, das Ende des Kampfes.

Unweit des Tores, durch welches der Stier die Arena betreten hatte, postieren sich ein Priester mit dem Viaticum und ein Heilkundiger. Don Martinez Sierra ist 99 Male glücklich aus der Arena zurückgekehrt. Heute will er den 100. Stier erlegen. Die ihm bewilligten 20000 Pesetas hat er ausgeschlagen. Ein höherer, weit begehrenswerterer Lohn winkt ihm: Donna Josephe, die einzige Tochter des reichsten Edelmannes der Stadt. Er hat soeben die Arena betreten. Die ganze Stadt, ja ganz Spanien kennt ihn, den Abgott der Nation. Wie er stolz und siegesgewiß einerschreitet! Wie er das Tier durch sein mutiges, ruhiges Auftreten bändigt! Es rührt sich kaum. Beide blicken einander an. Die Arena verharrt in

banger Erwartung, ohne sich zu rühren. Jedentritt des Matadors verfolgt sie mit größter Spannung. Don Sierra hat langsam von seiner Schulter den darauf ruhenden Mantel gezogen. Das ztwacht den gebändigten Toro zu neuer Wut. Doch Don Sierra zwingt ihn durch einen lauten Schrei zur Ruhe. Noch immer fügt sich der Stier den zauberkräftigen Blicken des Matadors, bis er sich schließlich durch eine Wendung dem Machtbereiche desselben entzieht, um ihm mit seiner ganzen Wucht in den Rücken zu fallen. Don Sierra scheint unrettbar verloren.

Der Priester, der Arzt, das ganze Volk ist in Todesangst versetzt. Um Don Martinez Sierra wäre es unendlich schade! Nicht sobald kämen sie in den Besitz eines solchen Gemüthes, wie ihn ihnen zu ungezählten Malen der Held Spaniens verschafft hat.

Doch Sierra erspart ihnen diesen Schmerz. Er verwandelt ihre Besorgnis in dröhnendes Freudengetöse, das alle bisher dagewesenen Geräusche und Beifallskundgebungen an Dauer und Wucht übersteigt. Im Nu hat er sich dem ihm in den Rücken fallenden Toro zugekehrt, hat er ihn, als er zum Todesstoß ausholte, an den Hörnern erfaßt und mit gespreizten Beinen übersprungen. Grenzenlos ist der Beifall. Aber Don Sierra kann noch mehr. Ihn hat nach einem so todesmutigen Wagestück eine fast überirdische Tapferkeit erfaßt. Don Sierra ist tollkühn geworden.

Der Toro brüllt, daß die Arena erzittert. Aber Sierra schreit ebensolaut. Das Schlachtschwert hochgeschwungen in der Rechten, den Scharlachmantel in der Linken, so stürzt er dem bluttriefenden Stier entgegen.

Der Stier beugt sich wiederum zum Stoß. Aber er führt ihn nicht mehr aus. Don Sierra hat im Sprunge gut, ja sehr gut gezielt. Zwischen den Schulterblättern geht der Degen tief in das Herz. Hochaufstehend bricht der Betroffene zusammen, um zu verenden.

II.

Don Henrico Asteron, der Vater von Donna Josephe, bewohnte den von der Arena eine kleine Viertelstunde entfernten, äußerlich ganz unscheinbar aussehenden, im Innern aber desto prunkvoller ausgestatteten Alcazar. Letzterer war einstens der Palast der maurischen Kalifen gewesen. Später nach der Niederlage der Araber war dieses Prachtwerk maurischer Baukunst in christliche Hände übergegangen. Katholische Herrscher wohnten in ungezählter Menge darin. Karl V. vergrößerte dieses Schloß durch verschiedene Anbauten im Renaissancestile. Er selbst soll in diesen Räumen vorübergehend mit seiner Gemahlin Isabella von Portugal geweilt haben.

Don Henrico Asteron, der reichste Edelmann der Stadt, ließ diese Schloßräume unbenutzt. Er beschränkte sich vielmehr einzig und allein auf die Gemächer des ursprünglichen Alcazar. Er hatte eine Vorliebe für die maurische Kunst, die zwar mit den bescheidensten Mitteln arbeitete und nur auf Täuschung berechnet war, trotzdem aber eine nie gekannte Wirkung hervorzuberte. Er stand stundenlang vor den Gipswänden

seiner Zimmer, in die die alten Mauren mittelst Metallformen die manigfaltigsten Muster eingedrückt hatten, um sie dann, wenn der weiche Gips erhärtet war, mit den lebhaftesten Farben zu überziehen. Er stand stundenlang in den weiten Säulengängen des inneren Alcazar und bewunderte deren mit prächtigen Mosaikplatten versehenen Gänge, deren mit den zierlichsten Rosetten geschmückten Decken. Hatte er die blendende Pracht seines Schlosses genugsam bestaunt, dann luftwandelte er in seinen paradiesischen Gärten mit den unzähligen bunten Blumen, schritt er im Schatten des großen, einzigen, von zahllosen Ulmen gebildeten Blätterdaches, lauschte er hier den Tausenden von Nachtigallen.

Don Henrico Asteron war reich, sehr reich und stolz, sehr stolz. — Er ist soeben aus der Arena zurückgekehrt. Ein Galawagen, von vier Pferden gezogen, hatte ihn in sein Schloß zurückgebracht. Gleich nachdem Don Martinez Sierra den Toro zu Fall gebracht hatte, war er aus seiner Loge getreten, um in sein Schloß zurückzufahren. Man war über sein vorzeitiges Aufbrechen zwar anfangs erstaunt gewesen, wunderte sich aber darüber kurze Zeit darauf nicht mehr, nachdem man erfahren hatte, daß die Eile ihren Grund in dem Empfange Don Sierras hatte.

Ganz Spanien wußte, daß ihr göttlicher Sierra heute nicht um große Stollen Goldes, deren er bereits in Hülle und Fülle besaß, sondern um Don Asterons einzige Tochter, die reichste und schönste aller Spanierinnen, die die ganze große Stadt aufwies, kämpfte.

Don Martinez Sierra gönnte ganz Spanien diesen Preis. Ja, man war sich darin einig, ihm, wenn es darauf ankäme, sogar des Vizekönigs Tochter zu überlassen.

Don Martinez saß im besten Wagen des Vizekönigs und fuhr, von der endlosen Menge umjubelt, in langsamem Tempo dem Alcazar entgegen. Von der Giralda der Riesenkathedrale ertönen die schweren Glocken.

„Ah, el divino Sierra!“ braust es in den Lüften, und der maßlos Gefeierte erhebt sich von seinem Sitze, um den Rest seiner Fahrt stehend auszuführen.

Er ist groß, von stolzem Körperbau, gelenkig wie ein Panther, aber doch ungestüm wie der Toro, den er soeben erlegt hat.

Er ist dunkelhaarig und bleich. Seinen unwiderstehlichen Augen entgeht nichts.

Er ist der Held des Tages. Als Sieger durchzieht er wie ein Triumphator die festlichen Straßen, um nunmehr den Preis für seine Ruhmesstat in Empfang zu nehmen.

Don Sierra weilt schon lange im Innern des Alcazar, und noch immer durchjubeln die Glockenklänge der wuchtigen Kathedrale die Lüfte. Schaulustig wartet die Menge vor dem Palaste. Sie stürzt auf das Gespann des Vizekönigs, in dem sie ihren Abgott soeben hierher geleitet hatte, und überschüttet dasselbe mit einem Meer von berauschernd duftenden Rosen.

Ihr, der Göttlichen, der Braut gelten sie. Donna Josepha erwarten sie, um sie ebenso wie Don Sierra durch die Straßen zu führen, um sie

vor den Altar der allerheiligsten Jungfrau zu geleiten, damit sich Donna Josephe dort vor aller Welt dem Sieger verspreche.

In der Kapelle der Nuestra Señora herrscht ein reges Leben. Die Altäre erstrahlen in hellem Lichterscheine. Die silberne Statue der allerheiligsten Jungfrau bedeckt ein aus teuerstem Tuche und vornehmster Stickerei gefertigter Prachtmantel, der in breiten, langen Falten zur Erde fällt. Ihr Haupt schmückt eine Krone aus feinstem Golde. Geheimnisvoll glühen die unzähligen langen, feierlichen Kerzen. Ein Meer von Akazien- und Orangenblüten umhüllt dieses Heiligtum. Davor kniet, in Andacht versunken, die Menge. Sie betet und singt:

„Bienvenidos nobles peregrinos.

La Virgen os bendice.“

„Willkommen, edle Pilger!

Die Jungfrau segnet euch!“

Durch die buntbemalten Glasfenster strömen zaghaft die matten Lichter des südlichen Abendhimmels und versehen die himmelhohen, weiten Kirchenräume, die vielen Säulen und Spitzbogen in eine geheimnisvolle Zauberstimmung.

Die Menge betet, singt. Aus den alten, krummen, poetischen Gassen mit ihrem maurischen, orientalischen und mittelalterlichen Gepräge sind sie alle, die vor den breiten, massigen Umfassungsmauern und den dazwischen gestreuten, wuchtigen Thürmen des Alcazar Donna Josephe und Don Martinez Sierra mit sehnsüchtigen Blicken erwartet hatten, wieder unter den schweren Klängen der Giraldaglocken, zu dem Riesendome gezogen, um sich daselbst in den gewaltigen Hallen, in den langen, hohen Schiffen, in den unzähligen Kapellen zu verteilen. Am meisten ist die Capilla der Nuestra Señora besetzt. Hier wird Donna Josephe, muß Donna Josephe erscheinen, um vor dem Bilde der allerreinsten Jungfrau zu geloben, daß kein anderer wie Don Sierra ihr Auserwählter werde.

Die Menge singt, betet, harrt. Einige Ungeduldige, Neugierige verlassen auch schon wieder die sich schon in Dunkelheit hüllende Kathedrale. Sie ziehen im Orangerhof auf und ab, bewegen sich an dem Erzbischofspalaste, am Alcazar, an der Giralda vorbei und warten auch hier wieder.

Die Stadt erstrahlt in ungezählten Lichtern. Der dunkle Nachthimmel schüttet seine magischen Schimmer über Häuser und Menschen.

Es wird tiefe, späte Nacht. Aber weder Donna Josephe noch Don Sierra erscheinen. Da — die Ungebuld des Volkes hat sich immer mehr gesteigert — kommt ein Diener aus dem Alcazar, der die harrende Menge nach Hause schickt, da die Erwarteten für heut im Schlosse zu verbleiben gedenken. Diesem Befehle vermochte niemand zuwiderzuhandeln. Und so wurde es auf den Straßen bald still, während aber im Alcazar bis in den Morgen hinein gefeiert wurde. Don Henrico Asteron hatte nichts unversucht gelassen, um den Empfang seines zukünftigen Schwiegersohnes so glanzvoll wie nur möglich zu gestalten.

Im Salon de Embajadores, der schon ohnedies durch seine glasierten Tonfliesen am Boden, durch seine prächtige Stuckornamentik an den Wänden, durch seine von schlanken Säulen und Hufeisenbogen gebildeten dreiteiligen

Eingänge entzückte, hatte er eine seltene Pracht entfalten lassen. Was die Wundergärten des Alcazar nur an Edelpflanzen enthielten, das wurde dort entfernt und in den Gesandtenaal gebracht. Nicht minder schön waren die angrenzenden Räume ausgestattet worden. In den Vorhallen, die unzählige Lampen und Lampons erhellten, bewegte sich ein unabsehbarer Zug von schönen Spanierinnen und ebenso eine große Menge der vornehmsten Spanier, die der Herr des Hauses zur Feier des heutigen Abends geladen hatte. — Das ganze Haus erfüllt unaufhörlicher Kastagnettenklang, und schon drehen sich die hübschen Spanierinnen im Kreise. Die Männerwelt sitzt in ihren Zelten in heiterem Geplauder, bewundert die Tanzfiguren, die die jungen Balleteusen in ihren wundervollen Kostümen allein und andauernd vorführen.

Sie tanzen zu zweien, zu vieren, lösen sich ab, stärken sich an den Tischen der Zuschauer mit einem Schluck Manzanillawein, um sich dann in Massen zu einem farbenreichen, anmutigen beweglichen Bilde zu sammeln.

Donna Josephe ist auch unter ihnen, und Don Martinez in der Ecke am rosenumwundenen Pfeiler schaut unverwandt auf sie. Auch sie hat die Tanzschule des Balletmeisters der Stadtedlen besucht.

Sie geht, hüpf, fliegt, windet und schwingt sich wie ein Federball. Dunkel wie Schlehdorn sind ihre Augen. Schwarz und glänzend wie Kohlen ihre Haare und blutrot darin die Rosen. Aber ihre Gesichtsfarbe ist weiß wie Elfenbein. Und weiß wie Elfenbein ist auch die Spitzenmantilla, die ihr stolzes Haupt schmückt und an den Seiten desselben bis auf die Schultern herabhängt.

Sie ist größer als alle Spanierinnen. Sie ist auch schöner als alle anderen ihres Geschlechtes. Ihre violett umschatteten Augen blicken züchtig, dafür aber leuchtet ihr üppiger Mund heiß und rot.

Don Sierra ist stolz auf sie, und nicht ohne Neid bewundern ihn viele von den männlichen Anwesenden.

Der Tanz der jungen Künstlerinnen ist beendet, Donna Josephe und ihre Begleiterinnen haben ihre Umschlagtücher, die kostbaren mantones de Manila um die Schultern und ihren Leib geschlungen und verlassen den Saal, um in den Patios, den paradiesischen, magisch erleuchteten Innenhöfen, die frische würzige Abendluft, den berausenden Blumenduft zu kosten.

Vom Gesandtensaale weht in diese Räume der Jubel und das Brausen des Festes.

Die jungen Spanierinnen sind wieder zurückgekehrt, schwingen schon wieder die Arme mit den Kastagnetten, die Gläser mit dem feurigen Manzanilla klingen, Don Henrico Asteron und Don Martinez Sierra plaudern in überquellender Laune.

Von all dem sieht und hört aber Donna Josephe nichts. Sie hat den Saal verlassen, um für heut nicht mehr in denselben zurückzukehren.

Sie wandelt still und allein unter dem samtschwarzen spanischen Himmel mit den Millionen goldenen Sternen durch die vielen Höfe, steht bei den vielen dunklen Statuen und Marmorbrunnen, schleicht zu den Zitronenbäumen, die die langen Mauern überranken, wartet und lauscht — — —

Bald ist sie an der Puerta de las Palmas, durch die sie ins Freie kommt, angelangt. Tritte lassen sich vernehmen, ihr Atem geht rascher. Den nahenden Gestalten will sie ausweichen. Es wird ihr dies aber nicht möglich und so redet sie die Vorbeiziehenden selbst an.

Juanillo, der Zigeunerkönig aus der Höhlenstadt dort unten am Meere, ist es, der mit seinen vier Gitanas in den Alcazar will, um daselbst den Abend zu verschönern. Er hat von dem Feste gehört und hofft dortselbst einige Pesetas zu verdienen. Donna Josephe läßt sie ziehen, ohne ihnen etwas zu entgegenen, während sie am Palmentore noch weiter stehen bleibt.

Don Henrico Asteron war sichtlich erfreut, als er den „König“ und seine vier Frauen kommen sah. Glaubte er doch durch das Spiel der rostbraunen Gesellschaft die Freude seiner Gäste zu steigern.

Juanillo, der Zigeunerkönig, war sonst als Schrecken der Berge sehr gefürchtet. Wenn ein einsamer Wanderer diesem großen, sehnigmageren Manne mit dem pechschwarzen verwilderten Haare und dem ebenso pechschwarzen struppigen Barte in den verlassenen, tiefen Schluchten der Berge begegnete, dann sank er vor Schreck zusammen. Juanillo aber war launenhaft. Er ließ so manchen Reisenden ungestört dahinziehen, ohne ihn nur anzublicken, während er wieder — und dann hintereinander — eine Anzahl anderer nicht angenehm belästigte. Heut sah er so ziemlich aufgeräumt aus. Die schwärzlichen Krusten in seinem Antlize waren verschwunden. Und auch das Angesicht seiner Lieblingsfrau, der kleinen, molligen Juana, leuchtete wie fest gebrannter Lehm. —

Juanillo greift bald fest in die Saiten der Gitarre, während Juana den Tanz eröffnet. Lustig, oft leidenschaftlich schwingt sie sich im Saale herum. Ermüdet, läßt sie sich nach langer Zeit von den drei anderen Gitanas ablösen.

Mitternacht ist vorbei. Juana verschwindet, um bald in einem überphantastischen Kostüme zurückzukehren. Sie bietet den Zuschauern das Schlußstück. Auf ihren rabenschwarzen Locken sitzt schelmisch ein grauer Hut. In der Rechten blitzt ein blankes Schwert. Sie ist Stierkämpferin geworden. Die tollsten Bewegungen, die kühnsten Sprünge, wie sie in der Arena nur von den Picadores, den Chulos und dem Matador ausgeführt werden, gelingen ihr. Und der graue Hut ist ihr Toro. Diesen reizt sie mit roten Tüchern. In den Boden der improvisierten Bühne jagt sie die blumengeschmückten Pfeile. Sie gebärdet sich feurig-wild, wie wenn der Toro leibhaftig vor ihr stünde. Auch den das Spiel beendenden Gegenstoß führt sie aus. Und die im Gesandtensaale Versammelten jubeln ihr zu, wie wenn soeben Don Martinez den 101. Stier erlegt hätte. Alle, selbst Don Henrico Asteron und sein angehender Schwiegersohn, sind so begeistert, daß sie garnicht einmal die Abwesenheit Donna Josephens verspüren.

Der feurige Manzanilla hat auch seine Pflicht getan. Der Abendstern verblaßt, und so rüstet man sich zum Heimwege.

Juanillo empfängt für seine Arbeit den wohlverdienten Lohn. Doch auch Juana will für ihre Privatkasse eine Kleinigkeit mit nach Hause nehmen. Sie stellt sich an den Ausgang des Saales, und gar bald sind die Schönen der Stadt um sie versammelt. Juana weiß sagt. Eine nach der anderen

erfährt für eine der Zigeunerin auf die innere Handfläche gelegte Münze ihre Zukunft. Einige von den anmutigen Spanierinnen sind zu abergläubisch. Sie beschenken Juana nicht bloß mit Silber-, sondern sogar mit Goldstücken. Sie sind der Meinung, daß durch die Spende reichlicherer Gaben ihre Zukunft rosigter sein werde. Auch Don Martinez Sierra ist an Juana herantreten. Er ist, da es nunmehr aufbrechen heißt, um Donna Josephe bekümmert. Er sowohl, als auch Don Henrico hatten das ganze Schloß absuchen lassen, ohne ihrer gewahr zu werden. Nun fragt er Juana nach dem Verbleiben seiner Angebeteten. Juana fühlt ein großes Geldstück in ihrer Hand, sieht es golden funkeln. Wie kann sie, die sie vor kurzer Zeit in der Ruhepause die Gärten des Alcazar, wer weiß wozu, abgesucht hatte, die sie vor kurzer Zeit Donna Josephe am Palmentore mit einem anderen erblickt hatte, wie kann sie den Abgott Spaniens beunruhigen? „Donna Josephe ist müde und schläft“, antwortete sie kurz und gelassen. Don Henrico, der hinzutreten ist, will dies verneinen. Aber die Zigeunerin bittet, sich zu überzeugen. Und sie hat dieses Mal recht. Donna Josephe schief bereits in dem Oberstock des Alcazar. Sie hatte heute ein anderes Gemach benutzt. Befriedigt vernahm Don Sierra diese Nachricht. Der Galawagen, in dem Don Henrico seinen Schwiegerohn nach Hause fahren lassen will, steht bereits vor dem Portal des Schlosses. Aber Don Martinez Sierra kann sich von Juana nicht trennen. Ein zweites Goldstück drückt sie mit ihren Fingern. Sinnend schaut sie dem Matador ins lauernde Auge. Eine schwere Frage hat er ihr gestellt, und wie das Orakel in Delphi einstens Krösus eine zweideutige Antwort gab, so suchte sie gleichfalls nach einem Auswege: „Wenn Donna Josephe keinen andern liebt, so seid Ihr der von ihr Angebetete!“
(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Worte.

Ein'ge Schmach dem deutschen Sohne, der die hohe Krone seines Menschenadels schmächt, der sich beugt vor einem fremden Bözen, der des Briten toten Schänen huldigt und des Franken Glanz.
Friedrich Schiller.

Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und Nahrungsjorgemot nach Otahalte triebe.
Friedrich Söbberlin.

Deutsche Kunst und deutsche Poesie sind es, welche ein geistiges Band zwischen allen Deutschen bilden, die alle Gefahren und Kämpfe überdauert haben, und auch in Zukunft wirds so bleiben — ein Bindemittel unserer gegenseitigen nationalen und geschichtlichen Beziehungen.
Otto von Bismarck.

Wie Schlesien deutsch wurde.

Von Paul Fiedler.

Naar Ostland willen wij rijden
Naar Ostland willen wij mee,
Al over die groene heide
Frisch over die heide —
Daar isser een betere stee.

Nach Ostland wollen wir fahren,
Nach Ostland wollen auch wir,
All über die grüne Heide
Frisch über die Heide,
Da ist es schöner als hier.

Langsam und schwerfällig zieht ein Wagenzug die schmalen Straßen entlang, dem Aufgang der Sonne zu. Schon manche Stunde mühevollen Weges ist vergangen, seitdem man den Mainfluß und Heimatgau mit letztem Gruß verlassen. Hochrückige Last tragen die fest- und breitgefügteten Eichenräder über den Straßendammbau. Immer unwegsamer der Weg, immer wachsender der männliche Troß, der den Zug leitet und führt, seitdem der Elbstrom überschritten. — Woher? wohin?

Nach Ostland wollen wir fahren! Voran schreiten 2 Männer, hoch und stark beide, verschieden in Gewandung und Art. „Und Ihr meint, Bruder Martin, daß wir den Oderstrom und Euren Herrn erreichen, wenn der Mond sich vollendet? Mich deucht, der Weg wird schlechter und die Wälder dichter, die denselben umrahmen.“

„Wie ich Euch sagte, Reinhart, an Sankt Petri Tag ruht Ihr auf eigenem Boden, groß und reich genug für Eure ganze Kraft und Sippschaft in aeternum.“ Der Mönch Martin stößt wie zur Bekräftigung den starken Stoß in den steinigen Boden, daß die Steinchen klingend springen, und Reinhart, der blonde Vollbart, wendet sich nach rückwärts mit lautem Hurta, ein Ansporn für Mann und Roß. Weiter geht es dem Osten, der neuen Heimat zu.

Fauchend fahren die Rüden den Zug entlang, Isgrimm's heiseres Gebell aus dem wilden Forst hat ihr Blut erregt.

In weiche, flamländische Tücher gehüllt, sitzen die Weiber auf ihren Wagen und schauen mit Besorgnis auf die wilde Landschaft, deren abwechslungsreiche Bilder langsam vorüberziehen.

Schon stundenlang hemmt ein wilder, vorn und zu beiden Seiten gelagerter Wald den weiten Blick, jetzt überbrückt ein breitgeschauelter Elch den schmalen Pfad, und daß da drüben tief innen Braun, der Bär, sein warmes Lager hält, kündete der armselige Bauer slavischer Zunge, bei dem man am gestrigen Rasttage für ein weich Wollentüchlein den süßen Honig der wilden Waldbienen eingetauscht. Bär und Bauer streiten um den leckeren Stoff.

Nach längerem Schweigen wendet sich der Mönch an den in Gedanken versunkenen Begleiter. „Morgen sind wir am Bober, wo der Biber baut, und wenn Ihr Frau Gerlinden zur Winterwende erfreuen wolt, so wären wohl der Biberfelle leicht genug zu haben, weicher und feiner als Gentner Sammet und wärmer als die leichte Buntseide, die des Venetiers Galeere aus dem Wunderlande holt, und das Saumtier über die Bergpässe nach Augsburg trägt.“

Reinhart nickt stumm und schreitet still weiter; seine Gedanken weilen zurück und eilen voraus. Er gedenkt der verlassenen Heimat im friedlichen Maingau, der kleinen aber wohlgepflegten und reiche Frucht tragenden väterlichen Scholle, der fröhlichen Maienreigen und des Tags, an dem Bruder Martin kam und im Auftrage seines Abtes um Kolonisten für des Klosters überreichen Waldbezirk, breit gedehnt am Oderstrande, warb. „Naar Ostland willen wij rijden, nach Ostland wollen wir fahren“, hatten einst durchziehende Flamländer begeistert gesungen, „daar is er een betere stee, da ist es besser als hier“, — und der verlockende Ton war weitergeklingen in Reinharts Herzen, bis der Cisterzienser kam und aufs neue das helle Geläut ihm anschlug: „Naar Ostland willen wij mee, nach Ostland wollen auch wir!“

Schon sah er im Geiste die weiten, großen Waldgebiete, die seiner und der von ihm dazu geworbenen Genossen gewaltiger Kraft und Kunst warten, wo in wogendes Ahrenfeld sich zu wandeln, das große Haus inmitten, wo er als Scultetus oder Schulze wohnen durfte, reich begabt mit Vorrecht und Gerechtsamen. Verlockend genug war das Bild, das der Mönch mit glühenden Farben vor seinen Augen entrollt, wie reich der Wald an Wild und Honig, wie belebt der Fluß mit schmackhaftem Fisch, wie gütig der hochwürdige Herr Abt Günther und besorgt um der Siedler geistiges und leibliches Wohl, selbst der Söhne reiche Zukunft schon bedenkend, die nun bald nicht mehr als des Vaters Knechte sich mühen, sondern als Freiherren wirken werden auf eigener Hufe im eigenen Haus. Stolz leuchteten seine Blicke bei diesem Gedanken, schritten ihm doch vier der starken mannhaften Kinder, besser geschaffen zum Herrn denn als Knecht, hinter dem letzten Wagen als schützende Hut gegen Räuber und Raubtier.

Auch Bruder Martin ist in Gedanken versunken. Vor Monden verließ er sein Kloster Leubus im Eichentwald am Oderstrand. Freudig hatte er, des Abtes Befehl folgend, und mit dessen wie des Herzogs Boleslaus Schutzbriefen wohl versehen, den beschwerlichen Marsch angetreten. Führt ihn doch jeder Schritt dem deutschen Lande, der alten Heimat zu, wo er im Mutterkloster zu Pforta von langer Reise süße Rast und Ruhe hielt, wo er auf der Kindheit Boden an der kleinen Saale sich im Paradiese fühlte. — Welch schwere Arbeit zu Gottes Ehre war inzwischen getan worden, seitdem er mit den geistlichen Brüdern, der Einladung des Herzogs folgend, von hier nach dem slavischen Osten gezogen.

Nachdem er zu Pforta Leib und Seele gestärkt, hatte er weiter den Stab gesetzt an Thüringens Waldgebirgen entlang dem vielgewundenen Mainstrom zu, um tüchtige Männer aus dem Frankenstamme als Siedler zu werben, und nun hatte er bald mit Gottes Hilfe und unter des Höchsten Schutz seine Aufgabe ganz gelöst. Es hatte Mühe gekostet, die Leute zur Fahrt zu gewinnen, die starken Wurzeln zu heben aus dem mütterlichen Boden und zur Verpflanzung nach unbekannter, fremder Erde zu bewegen. Nicht die Zusicherung überreichen Lohnes für schwere Arbeit allein ließ ihn die Leute gewinnen, endgültig bestimmte sie dazu die Gewißheit, auch unter fremdem Himmel der Heimat Kirche zu finden und ihrer Segnungen

sich zu erfreuen. Glockenklang und Kyrie eleison mußten ihnen den Tag des Herrn weihen und verklären. Nicht nur im Herzen brauchten sie ihren Gott mitzunehmen, ihren Penaten war auch in der Fremde bereits Haus und Stätte bereitet.

Da stockt, wie schon oft, der erste Wagen. Lauter Zuruf hält den Zug zurück. Der enge und fast unwegsame Boden hindert den Fortgang. Schnell eilen die Männer herbei, das Hemmnis zu heben, die schweren Äste, die des Weges Spur sperren, zur Seite zu schieben, das dicke Steinergöll in den finstern Wald zu schleudern.

„Wir sind bald aus der preseka, dem dichten Grenzwald heraus“, erklärt beruhigend der kundige Diener Gottes, indem er sich zum Führer des Zuges wandte. „Es ist hierzulande uralte Sitte, sich gegen den feindlichen Nachbar durch einen meilenbreiten Streifen dichten Urwaldes zu decken und abzuschließen. Hier schlägt kein Beilhieb die festgewurzelten Waldriesen, hier fürcht kein Pflug, und des guten Gottes Segen bleibt dem Anland fern.“ Und unwillkürlich schaut ängstlich der brave Reinhart nach dem heiligen Mistelzweig und dem Blätterkranz der Alpfrische und des Balderjahns*), die das erste Gespann schmücken und schützen sollen vor den bösen Geistern und Anholdinnen des Wassers und der Luft. Hier dünkt ihm ihr Reich. Er selbst trägt getrocknete Siegwurz und Neunkraft auf der breitgewölbten Brust. Er ist gefeit. — Bruder Martin kennt die Kunst, ihn abzulenken, und er beginnt mit leiser Stimme zu erzählen von dem mächtigen Polenherzoge Boleslaw dem Langen, der, ein treuer Freund des Kaisers Rothbart, mit diesem über den Brennerpaß nach dem sonnigen Italien gezogen und dort geholfen, der beleidigten kaiserlichen Majestät das stolze Mailand zu Füßen zu legen; wie er fromm im heiligen Gottesglauben des heiligen Bernhard Söhnen zu Pforta überreiches Land am nährenden Oberstrom geschenkt und dort ein herrliches Kloster gegründet habe, für dessen bereits ausgesetzte und noch auszusetzende Dörfer er vom Bischof Siroslaw die Schenkung des Zehnten, eine Gabe von unermeßlichem Werte, erwirkt; wie der deutsche Fleiß und die deutsche höhere Kenntniß, getragen von der Freiheit leichten Flügeln, Gutes getan und immer noch viel Größeres zu schaffen im Begriff sei, wozu auch Herr Reinhart mit seiner Sippe erlesen; und wie er von den saftigen Wiesen und weiten Weideslächen für Roß und Rind erzählt, wird wieder leicht des fränkischen Siedlers gedrückte Seele und gleichsam wie zur Unterstützung und Bekräftigung des Besagten lichtet sich nun auch der Wald.

Die slavische preseka ist durchquert, lichter Laubwald umfängt den Zug. Freundlicher wird der Ausblick trotz der fallenden Schatten, tief im Busch erklingt einer Waldamsel freundliches Abendlied. Leiser und leiser verhallt es den davon Schreitenden, da wird es vom ersten Wagen aus aufgenommen, wo Reinharts blondhaarige Töchter bisher schweigsam und traumverloren geruht.

*) Baldeian, zusammengesetzt aus Balder und Jahn = Johannes. Balder ist der glütige Gott in der altnordlichen Mythologie. Um dem Namen der heilkräftigen Pflanze den heidnischen Charakter zu nehmen, wurde dem Gotte der christliche Name Johannes angefügt.

Nicht der Mund, die Seele singt es:

„Nicht Vogel, nein Wind muß ich sein,
Daß ich fliege zum sonnigen Main.
Im Lande der Franken
Sind Herz und Gedanken.
Auf einsamer Straßen
Wir ziehen verlassen,

Rein' Sütt' und kein Herd
Rein' Freundschaft besichert,
Vielleicht schon vergessen —
Der Weg ungemessen —
O könnten wir sein
Am sonnigen Main! —

II.

„Horrido“! rief Bruder Martin mit lautem Ruf weit über die breite Wasserfläche, und „Horrido“ tönte es drüben als Echo aus dem tiefen Eichenwald. Schwere Tage und schlimme Nächte sind vorüber, breiter ist schon der Weg, durch Stein und Stamm fest und fahrbar geschüttet und gewehrt. Blendend blizt die Sonne auf den breiten Strom, der hier in nördlichem Laufe die niedrigen Höhen des Landrückens durchbricht, und drüben leuchtet aus dunklem Grün die breite Flucht des Klosters Leubus mit funkeln dem Kreuz auf der Kirche stattlichem Bau. Freudentränen im Auge, drückt der Mönch dem staunenden Fremdling die starke Hand. „Dort deiner neuen Heimat reiche Erde, möge Gottes Segen auf dir und deiner Gefolgschaft sein“ und wie segnend des Siedlers Ankunft, klingt plötzlich das Mettenglöckchen drüben vom Klosterturm.

Bald treibt der Mönche breites Stammfloß über den Fluß und trägt sicher zurück Last und Leute, deutschen Wesens kostbaren Samen, dessen Früchte die Zukunft reichlich genießen sollte.

Der Wagen langer Zug hält an des Klosters Herberge. Küche und Keller spenden vortreffliche Kost an Honig, Met und Fleisch. Die Fremden meinen im lieben Vaterlande zu sein, der Heimatsprache süßklingende Laute treffen ihr Ohr und Herz.

Noch selbigen Tages geht der fränkische Mann, vom Bruder Martin geleitet, den hohen Klostergebäuden zu, die im grünen Hain gebettet liegen. Das erste Tor ist durchschritten, und beide stehen im weiten Obstgarten des Klosters, in der Rosablütenpracht der Borsdorfer Äpfel, die Florenz, der erste Abt von Pforta, mitgebracht und hier heimisch gemacht; staunend sieht Herr Reinhart die langen Weinspaliiere, deren Sektlinge von Naumburgs Flur und der Saale Strand die weite Reise ins Slavenland gefahren waren, um hier zu blühen und zu sprießen, mit goldener Frucht den von heißer Kulturarbeit ermüdeten Mönchen Erquickung und Labsal zu werden. Weit zieht sich der Garten, die große Baumschule für die Ansiedler, die hier vom kundigen Mönche der Pflanzen Pflege lernen, um Kenntnisse und Bäumchen mit hinauszunehmen in des eigenen Gartens Hut. Durch hohen Palisadenzaun, vom Oberwald wohl getrennt und vor Wild geschützt, liegt der Gemüse- und Arzneigarten, der die kostbaren Heilkräuter birgt, deren Kraft und heilsame Wirkung der Bruder Medicus kennt und zu verwenden weiß.

Die weiten Wirtschaftshöfe sind durchschritten, sie steigen die Freitreppe hinan, den hohen Säulengang entlang zum Empfangssaale des Abtes, der eben aus des Klosters reicher Bücherei kommt. Freundlich erwidert der stattliche Herr den frommen Gruß der Ankömmlinge, reicht ihnen die Hand

und ladet sie zum Ruhen auf den geräumigen Lehnstühlen, reich geschnit und mit weichem Leder überzogen.

Nach des Mönches ausführlichem Bericht dankt der Abt mit anerkennendem Wort und wendet sich nun zum fränkischen Gaste. „Wie verlieset Ihr den sonnigen Main in seiner Städte und Klöster reichem Schmuck, wie die mir befreundeten Brüder vom heiligen Kilian im stolzen Würzburg? Mit Goswin, dem berühmten Abte, zog ich einst über der weißen Alpen hohe Pässe nach der heiligen Roma, beide zu gleichem Ziel und Zweck, vom Stuhle wichtiger Urkunden Bestätigung einzuholen und wertvolle Bücher zur Abschrift zu leihen. Doch ich will Euch jetzt nicht aufhalten mit fremden Dingen. Schon hat unser Kanzler mit klugem Schreibrohr die Bedingungen unseres Vertrages aufgesetzt; ich denke, Ihr werdet wohl zufrieden sein, und Euer Fleiß wird Eurem eigenen wie unserem Wohle dienen. Ihr werdet 50 fränkische Hufen Wald erhalten, die bereits abgesteckt sind; morgen nach der Frühmette sollen die Grenzen umschritten und Euch übergeben werden. Frei von Sorge um Biber und Falke, um Diebsfang und Klosterwache, um Weg und Steg, gelöst von hoher Abgabe und schwerer Fronde mit Weib und Kindeskind bei Tag und Nacht, unter deren Last der polnische Bauer als Leibeigener keuchend dahinkriecht, frei von allem beengendem Zwang bei leichtem Zehnten vom Dreikorn nach zwölfjähriger Unbaufrist sollt Ihr mit dem Eurigen als freie deutsche Männer freie Arbeit verrichten, Euch und dem Lande zum Heil. Dies die Grundzüge dessen, was Ihr morgen von des Kanzlers Hand geschrieben erhaltet. Grüß Gott!“ Mit diesen Worten verabschiedete der Abt den im Herzen recht beglückten Franken, der beim Weggange die Blicke durch die hohen Bogenfenster über den breiten Strom und das dahinter wogende grüne Waldmeer schweifen ließ. Welche Fülle von Arbeit, aber auch reicher Nahrung für alle Zeit!

Der folgende Tag war ein hoher Festtag und bedeutungsvoll für das Kloster wie für die Kolonisten. In feierlichem Zuge umschritten der Abt und eine Schar auserwählter Mönche mit dem Lokator Reichart und seinen Leuten den zur Dorfanlage ausgeetzten Waldkomplex, den schon vorher eingekerbten Baumzeichen folgend.

Mühevoll war der Weg, dichtes Unterholz, das wie eine unzählbare Kinderschar den Waldriesen zu Füßen stand, hemmte den Schritt. Nachdem das ganze Gebiet umgangen war, sprach der Abt feierlich den Segen über das Land und über die Leute, ein heiliges Rauschen, des Waldes gewaltiges Atmen, zog durch die breiten Wipfel der moosgepanzerten Eichenstämmen, ein tiefer Ernst, die Wichtigkeit der Stunde bedenkend, bemächtigte sich aller. Auf einen Wink des Abtes zog des Klosters Kanzler die Pergamenturkunde mit dem großen, roten Wachsfiegel in geschnitzter Kapsel an grünseidener Schnur aus der weiten Rutte und verlas mit lauter Stimme den Schenkungsbrief mit den hohen Gerechtsamen und all den Pflichten des Dorfgründers und seiner Leute. Nachdem Reichart zugleich im Namen der Seinen den Vertrag beschworen, kehrte der Zug zurück. — Bald durchzieht frisches, neues Leben mit starkem Flügelschlag den alten Urwald.

Von der Morgenröthe Glut bis zum freundlichen Blinken des Abendsterns tönt der scharfe Schlag der bäumemordenden Art, mit lautem Schrei

schlägt die tiefgefurchte Rinde der Obereiche in das aufsteigende Kleingehölz; in dicken, schwarzen Ringen zieht der Rauch des angezündeten Abfalls in die Höhe, oben zur düsteren Wolke sich dehnend. Wolf und Wildkatze sind behend entwichen und lugen mit lüsteren Lichtern aus dem Nachbarwald nach der Wagenburg inmitten des Rodeplatzes, wo das Herdfeuer glüht und saftiges Fleisch im Kessel brodet.

Bald ist die gewaltige Schlacht geschlagen. Im Tode dahingestreckt liegen die Waldbriesen in langen Reihen, ein Teil schon der starken Rüstung, ihrer Rinde beraubt, zur Verwendung für den Hausbau zurechtgestutzt und gestellt. Was der Männen Arm und der Kasse Kraft nicht dem Boden zu entreißen vermag, die festen Knorren und Wurzelstöcke, das frisst des Feuers Flamme zu weißlichem Aschenhaufen, vortrefflicher Dünger für das künftige Feld. — — —

Ein Jahrzehnt ist vergangen. Nach des Klostertlichen Baumeisters wohl-durchdachtem Plane hat sich das Dorf langgestreckt im Gegensatz zu dem slavischen Rundling aufgebaut. In der Mitte zieht sich die breite Straße, zu beiden Seiten Haus, Hof und Garten der Kolonisten, dahinter der lange, breite Ackerstreifen, der bis zum angrenzenden Walde sich dehnt, und dazu ein Waldstück als Mitbesitz. Des Erbschulzen Reichart Gut mit Schank-gerechtigkeit ist doppelt so groß wie das der Genossen. Ihm zugehört die Windmühle hinten auf der kleinen Höhe mit ihren Gefällen. Angrenzend liegt in gleicher Größe das Pfarrgut nebst der im letzten Jahre mit des Klosters materieller Hilfe erbauten Marienkirche inmitten des kleinen Friedhofes, der schon mehrere geschmückte Gräber weist, Opfer der Überanstrengung und des rauhen, ungewohnten Klimas bergend. Mehrfach war neuer Zuzug aus der alten Heimat nötig gewesen, um der gewaltigen Arbeit auf dem großen Gebiete Herr zu werden. Nun ist der freien Arbeit Segen erblickt, üppig wogen die goldenen Ähren in der Sommerreife, voll die Scheuern und voll die Ställe und hoch der Besitzer Ansehen sind und Gunst ob ihrer deutschen Kraft und Tüchtigkeit bei Abt und Herzog. Stammend sieht der armselige slavische Kmete den machtvollen Aufschwung und reichlichen Segen der fremden Kultur; schnell wirft er den leichten polnischen Holzhaften bei Seite, der einen intensiven Anbau unmöglich macht, und greift nach dem schweren deutschen Eisenpflug, wie dem guten Samenkorn, hohe Güter, die ihm gern und willig der Franke reicht.

So bei friedlichem Glockengeläut, ohne Blut und Brand, wurde im schlesischen Lande der deutschen Kultur segensreiche Bahn gelegt und Wald und Wüstung gewandelt in freundliches Gelände, das mit Recht den Namen Lubiesz, Leubus, der „liebliche“ Ort führt, Herrn Reicharts Dorf wie seines Klosters wohlklingender Name für alle Zeit.

Den Sturm der gelben Mongolen aus Asiens Hochländern hatte Vater Reichart nicht miterlebt, wohl aber sein ältester Sohn und Nachfolger im Schulzenamt, der den Roshdienst zu leisten hatte und auf dem Blachfelde der nahen Wahlstatt mit seinem Blute Schlesiens Kultur vor dem Untergange retten half.

Auch Abt Günther hatte längst sein arbeitsreiches Leben beendet und in der Klosterkirche heiligem Raume die letzte Ruhestätte gefunden, meilen-

weit rings umgeben von feinen blühenden Schöpfungen, den 20 Dörfern, die er gegründet und deren Wachsen und Gedeihen er bewacht und gefördert.

Wenn auch der Ansturm der gelben Horden den frischen Ansiedlungen großen Schaden zugefügt hatte und die Furcht vor Wiederholung der „*iustus metus Tartarorum*“ lange noch nachzitterte, so hatte doch das edle Samenkorn zu festem Boden gefaßt, und schnell erblühte neues Leben in den ausgeraubten und verbrannten Dörfern. ¶

Es ist unbestritten, daß das große Verdienst der deutschen Kolonisation Schlesiens den Klöstern gebührt, an erster Stelle wiederum dem Kloster Leubus, das in dem geringen Zeitraume von 1203—1239 allein in Mittel- und Niederschlesien 65 Dörfer angelegt bezw. unter den Pflug genommen hat. Dazu kommt noch, daß zu gleicher Zeit an gleichem Ziele in Oberschlesien, ja auch außerhalb des schlesischen Landes in Böhmen, im heutigen Posen (Filehne und Nakel) gearbeitet wurde, Arbeitsgebiete von solchem Umfange und mit solchem Erfolge in kürzester Frist gepflegt, daß man nicht weiß, in welcher Schaffenrichtung der Leubuser Mönch mehr geleistet, da er in allem vorzüglich ist, als Geistlicher und Bauer, als Handwerker, Lehrmeister und Politiker in vortrefflichstem Sinne des Wortes. Ja, die ersten größeren Fahrzeuge, die den Fluß hinabschwimmen, um mit köstlichen Gütern zurückzukehren, sind des Klosters Salz- und Heringsschiffe, die bis Guben und Lebus fahren, wo die Salzstraßen von Halle und Lüneburg einmünden, und hinauf zum Meere, wo der pommerische Schiffer den geschätzten Seefisch in die Klosterkähne ladet. Ihnen sich anschließend ziehen die Fahrzeuge von Trebnitz, das in Kolberg schon eine eigne Salzhütte besitzt; der Klöster Schiffe sind also die erste Oederflotille und die einzige jahrhundertelang. Auch der Bergbau wird energisch und gleich mit fester Organisation in Angriff genommen; denn das Freiburger Recht (nur für Silberbau), im Jahre 1258 erworben, genügte bald nicht mehr, so daß schon 10 Jahre später das Kloster Leubus sich das ältere Iglauer Bergrecht weisen läßt.

Doch nicht Leubus allein, Schulter an Schulter mit ihm arbeiteten in nicht so großartigem Stile allerdings die schlesischen Herzöge, wie der Breslauer Bischof, die Klöster von Heinrichau, Trebnitz und Grüssau, von Ramenz und die Augustinerermönche Sanctae Mariae Virginis in arena, das Sandstift der heiligen Maria in Breslau, vordem am heiligen Berge Zlencz (Zobten).

Wir Schlesier aber wollen freudigen Herzens das tun, wozu der Leubuser Chronist uns mahnt:

Horum sudore viventes absque labore

Nunquam credamus, haec quod per nos habeamus.

Chronica Lubensis.

Was der Vorfahren Schweiß errang,
Macht uns heut das Leben leicht.

Nie vergeßet Euren Dank,
Wieviel sie für uns erreicht.





Oberschlesien einst und jetzt.

Kirchlein aus Holz, einfach und schlicht, bauten einst in Oberschlesien die slavischen Bewohner. Die massiven, kunstreichen Steinbauten entstanden erst, als die deutsche Baukunst in Oberschlesien ihren Einzug hielt. Die Gotteshäuser der Neuzeit sind wahre Prachtwerke. Unser Bild zeigt die neue Kirche in dem Dorfe Luboschütz bei Oppeln, erbaut vom Architekten Th. Ehl in Beuthen D.-S."

Die Zauberkraft der schwarzen Diamanten.

Ein Märlein aus Oberschlesiens Wäldern.

Erzählt von Elisabeth Grabowski.

Es gab eine Zeit, in der man das Kino noch nicht kannte, eine Zeit, in der das leise raunende Wort noch schöpferische Kraft besaß, dem horchenden Menschenkinde Bilder vor die Seele führte, herrlicher und gewaltiger, als es die Lichtbühne im Stande ist. Denn diese Bilder zogen grenzenlos durch unseren Geist und Frau Phantasie malte mit breitem Pinsel und leuchtenden Farben.

Wenn die dicken Holzscheiter im Rachelofen verglühten und rote Lichter auf Wand und Diele warfen, dann kroch mit der Dämmerung die Märchenerzählerin aus der Tiefe des Raumes hervor, und es lebten drei Worte auf, die gleich der Wünschelrute goldene Schätze aus versunkenen Tiefen holten.

Wir sahen Prinzen an uns vorüberziehen; Prinzen, göttergleich an Tugend und Schöne; wir erlebten es, wie sie das arme, mißhandelte Mädchen aus dem Volke zu sich emporhoben, es in goldener Karosse in die Königsburg führten. — Wir sahen es, wie geheiligte Berge sich öffneten und dem tugendreichen Jünglinge mit buntem Glanze Sinn und Herz verwirrten, daß er nimmer zurück konnte ans irdische Licht; wir bauten mit den Ameisen in einer Nacht eine stolze Königsburg auf, für den armen Müllersburschen, der damit Herz und Hand der Prinzessin gewann, und erschauerten ob der Kraft, der solches möglich war. Und wenn das Licht sparende Scheiterholz herabgebrannt war, und mit dem tanzenden Funken die verdammten Seelen ungetreuer Kirchengläubner nach und nach versanken in grauer Aschenschicht; dann hoben wir die heißen Gesichter und flüsterten halb mit Bedauern, halb erleichtert: Es sind ja nur Märchen . . .

Versunken ist die Zeit der Dämmerstunde. Wenn Frau Sonne der herausziehenden Nacht ihre Szepter reicht, genügt ein Griff an schwarzer Kurbel, um Feenlicht hervorzuzaubern und alle Märchenstimmung zu verbannen. Aber sie leben weiter die Märchen, sie lassen sich bannen, doch nicht töten. Sie ziehen sich zurück in die dunklen Wälder, flüstern in den breiten Buchenkronen, in den duftenden Tannemadeln, in Moos und Waldgeranke, erzählen sich, was einstmals war . . . lange, lange ist's her, da sanken Wälder zusammen und wandelten sich unter dem Druck machtvoller Gewalten um zu jenem schwarzen Gestein, das wir als Kohle schätzen und lieben. Das zum Zauberstab geworden ist und gleichsam über Nacht, nicht nur einzelne Burgen, nein, ganze Dörfer wachsen läßt aus kohlenreicher Erde.

Träumend steht der Wald, holt seine Säfte aus dem Moder gestürzter Ahnen, streckt seine Äste in die Unendlichkeit des Luftmeeres aus. Wächst, grünt und träumt, wovon —? Von den schwarzen Diamanten, die unter grüner Waldesdecke schlummern? Diamanten, die einst als herrliche Bäume im Glanz der Sonne gestanden, bis ein böser Zauber sie gebannt hat, in der Erde Tiefen? Von den Erlösungsmächten, die ans Licht zu fördern suchten, was unter Baumwurzeln schlief? Dampf und Menschenkraft, sie holten aus der Erde, was die Erde einst verschlungen hat — es kam eine Zeit, da tief im Walde ein einsam Grubentwerk mit wenig Mann Belegschaft, verborgen vor der Welt, die schwarzen Diamanten heraufzog zum Lichte. Zu hohen Halben aufgeschichtet wurde der Staub, der wertlos schien; vergessen von den Menschen, belebte er sich mit neuem Grün und schaffte Hügel so auf ebenem Lande.

Und von der Zeit träumen die Bäume, von der Zeit, da finstere Mächte Feuerbrände in das Lager warfen, in dem der schwarze Diamant auf Freiheit wartete. Meterhoch schlugen die Flammen aus geborstener Erde, schreckten die Menschen und gönnten dem fallenden Schnee keine Ruhe. Heimlich fraß das Feuer weiter und weiter, bis Menschen kamen und in die Tiefe stiegen und Mauerwände aufbauten vor der verheerenden Glut.

All das träumen die Bäume und rauschen und flüstern von dem starken Willen, der kommen wird, gestützt auf Goldkräfte, und Wunder schaffen wird mitten im Walde — Wunder, die aus winzigen Chaluppen, wie sie verstreut dastehen und vergessen, freundliche Bauten zaubern werden, mit Licht und Lust und Sonne.

Die Bäume träumten — da weckte sie der starke Wille zu jähem Fall. Ins harzduftende Mark fraß sich das graue Eisen, bis sie klagend niedersanken und nimmermehr hinaufkonnten zum Licht. Erschüttert standen die andern, welche die Art nicht getroffen. Zitternd fragten sie sich: Und was kommt jetzt?

Ja, was kam jetzt? Ein Menschengewimmel, das gleich Ameisen rührig und schaffend durcheinander kribbelte. Die kleinen Chaluppen, mit winzigen Fenstern, mit tiefem Strohdach, mit all dem Elend jener Urkultur, die Mensch und Vieh in einem Raum sah in friedvoller Gemeinschaft, die sanken zusammen und schwanden dahin, wie grauer Schnee unter leuchtender Sonne. Und was kommt jetzt? fragten neugierig die Waldesriesen.

Ja, was kam jetzt? Schmucke Häuschen wuchsen aus der Erde, breite Straßen, Blumen und Nutzgärten, ach — gar ein ganzes Dorf mit Warenhaus, Post, Schule, Schankwirtschaft und Wasserturm — so über Nacht wuchs es empor gleich dem Palast des armen Müllerburschen. Ein Musterdorf, an welchem der Erbauer seinen guten Geschmack gezeigt. Mit zartem Silbergrau schimmern die feuer sichereren Schindeldächer zwischen den Bäumen hervor. Den Bäumen, denen die Art das harzduftende Leben gelassen.

Und was kommt jetzt? fragten die alten Waldesriesen, die mehr als ein Jahrhundert vorüberrauschen sahen.

Ja — was kam jetzt —? Jetzt grub man Schächte in die Erde, Menschen, zahlreich wie das Volk der Ameisen, stiegen hinunter, brachen

da unten die schwarzen, edlen Steine, förderten sie hinauf zum Lichte, führten sie hinaus in alle Welt. Pustend holten elektrische Kräfte die gierigen Wasser aus den Tiefen, damit sie der Arbeit da unten keinen Schaden täten. Ja, heut erzählt man sich keine Märchen, man erlebt sie.

Und wie heißt das Dorf, das so aus dem Nichts entstanden ist, auf einem Landstrich, der ohne Geschichte für uns ist. Nur die verkohlten Wälder erzählen uns von Tagen aus grauester Vergangenheit — sonst weiß man nicht, wann und wie dieser Landstrich einst besiedelt war. Hier wurden niemals Ausgrabungen gemacht, die Zeugnis geben von alten Menschenstätten. Urwald deckte noch vor hundert Jahren das Land zwischen Rattowitz, Myslowitz und Emanuelslegen. Urwald, in dem verstreut jene kleinen Siedlungen lagen, die der Slave Chaluppe nennt. Und was ist eine Chaluppe im engeren Sinne des Wortes? Ein Landmädchen erklärte es mir. Eine Chaluppe ist ein Raum mit tiefem Strohdach, in dem Tiere und Menschen zusammen leben. Angetrennt die Verheirateten und die Unverheirateten, alle, Erwachsene und Kinder untereinander lebend und schlafend. Die „180jährige Knechtschaft“ der Deutschen*) hat diese Chaluppen vom Erdboden verschwinden lassen, hat schmucke Häuschen an ihre Stelle gesetzt, im ganzen Industriegebiet. So über Nacht sind sie verschwunden, die Chaluppen, die meine Kinderaugen sehr oft geschaut haben.

Zur Chaluppe, die nur aus Holz oder Lehm erbaut war, gehört tiefste Armut, Schmutz, Trägheit, Analphabetentum und krasser Aberglaube. Chaluppen sind die letzten Reste einer Zeit, die unter polnischem Rechte seufzend, dem Arbeitsmenschen sein Menschentum nahm, ihn körperlich und seelisch zum Slaventum erzog.

Aus diesen düsteren Resten einer dunklen Zeit hat sich das Dorf erhoben, zeugend für die Kraft des lichten Geistes, der, wo er hinkommt, schafft und baut. Mehr als ein solches Märchendorf ist in den letzten 40 Jahren aus der Erde gewachsen, sozusagen über Nacht. Aber ich will nicht abschweifen, will bei meinem Dorfe bleiben, will es euch verraten wie es heißt: Gieschewald — nach dem Begründer der Gewerkschaft — Giesches Erben.

Giesche — ein Name, der sich seit Jahrhunderten durch Oberschlesiens Industriegegeschichte zieht. Ein deutscher Mann war's, einer jener Pioniere, die Licht und Sonne in Oberschlesiens dumpfe Armut brachten, einer der Zauberer, die die Tiefen der Erde erschlossen und ihre Schätze hoben zum Segen der Menschheit — ein Mann, der aus Breslau kam und mit weitsehendem Geiste das alleinige Recht erwarb vom damaligen Grundherrn (dem österreichischen Kaiser), Galmei zu graben in Oberschlesien.

Man hielt damals Galmei für minderwertig, zählte es nicht zu den Erzen. Heut — nun, heut ist es zum wichtigsten Träger der Zinkindustrie geworden, in ganz Europa; besonders aber in Oberschlesien. Ich muß hier ganz flüchtige Zahlen geben, um zu zeigen, was das bedeutet.

Deutschland produzierte vor dem Kriege mehr als die Hälfte der Zinkgewinnung in ganz Europa, auf Oberschlesien entfallen davon $\frac{4}{5}$.

*) Besser Preußen — da die deutsche Kultur in O/S. mehr als 700 Jahre alt ist.

Eine Sprache wuchtig und deutlich! Sie macht es uns verständlich, daß Räuberhände gierig greifen nach dem Märchenboden, der solche Schätze birgt und durch jahrhundertlange deutsche Kultur auch über Tage sich gewandelt hat in fruchtbares Ackerland, in freundliche Ortschaften, in reiche Städte, in blühende Industrie.

Noch vor hundert Jahren waren die Verhältnisse der Bergwerke in Oberschlesien winzig und unbedeutend. Vierzig — siebzig Mann Belegschaft auf eine Grube galt schon als hoch. Es gab wenig Arbeiter, die sich dem Kohlenbergbau widmen wollten. Die eingewanderten, deutschen Bergleute, die seit Jahrhunderten den von feindlichen Kräften oft lahm gelegten Bergbau immer wieder neu belebten, waren Erzgräber, gingen aber rasch zum Kohlenbergbau über. Die polnischen Arbeiter mußten erst dafür gewonnen werden, durch allerlei Vorteile, die man ihnen bot und die bedeutend waren. Vor allem wurde der Bergmann frei von Hörigkeit. War doch alle Gründung der Hütten- und Bergbauindustrie in Oberschlesien zu allen Zeiten deutsch. Der deutsche Bergmann aber war immer ein freizügiger Mann, der niemals Sklavenarbeit tat, was schon Tacitus in seiner Schilderung der Germanen mit einiger Verwunderung hervorhebt; denn in den Bergwerken der lateinischen Länder arbeiteten nur Gefangene, Sklaven und Schwerverbrecher unter den härtesten Bedingungen.

In Oberschlesien galt deutsches Bergrecht, das den Bergleuten viele Rechte einräumte, die erst im Laufe der Zeit, mit den völlig veränderten Arbeitsverhältnissen, ihren Wert verloren. Der oberschlesische*) sogenannte polnische Arbeiter mußte für den Berg- und Hüttenbau erst erzogen werden, was glänzend gelang. Die Bergleute der alten Generation waren fromme, treue, fleißige Menschen, nicht fehlerfrei, aber durchaus nicht so tief stehend, wie es gelegentlich von flüchtig, durchreisenden Berichterstattern geschildert wird. Da ich im Grubendistrikt aufgewachsen bin und hier mein halbes Leben gelebt habe, kann ich mir obiges Urteil wohl gestatten. Bezeichnend für den polnischen Geist mag es sein, daß es im Industriebezirk mehr Deutsche gibt, die nicht polnisch können, als sogenannte Polen, die nicht deutsch können. Ich spreche nur von alt eingewanderten Familien beider Rassen, die, gleichviel ob gebildeten oder einfachen Ständen angehörend, mit seltenen Ausnahmen echte Oberschlesier, d. h. ein Mischvolk sind.

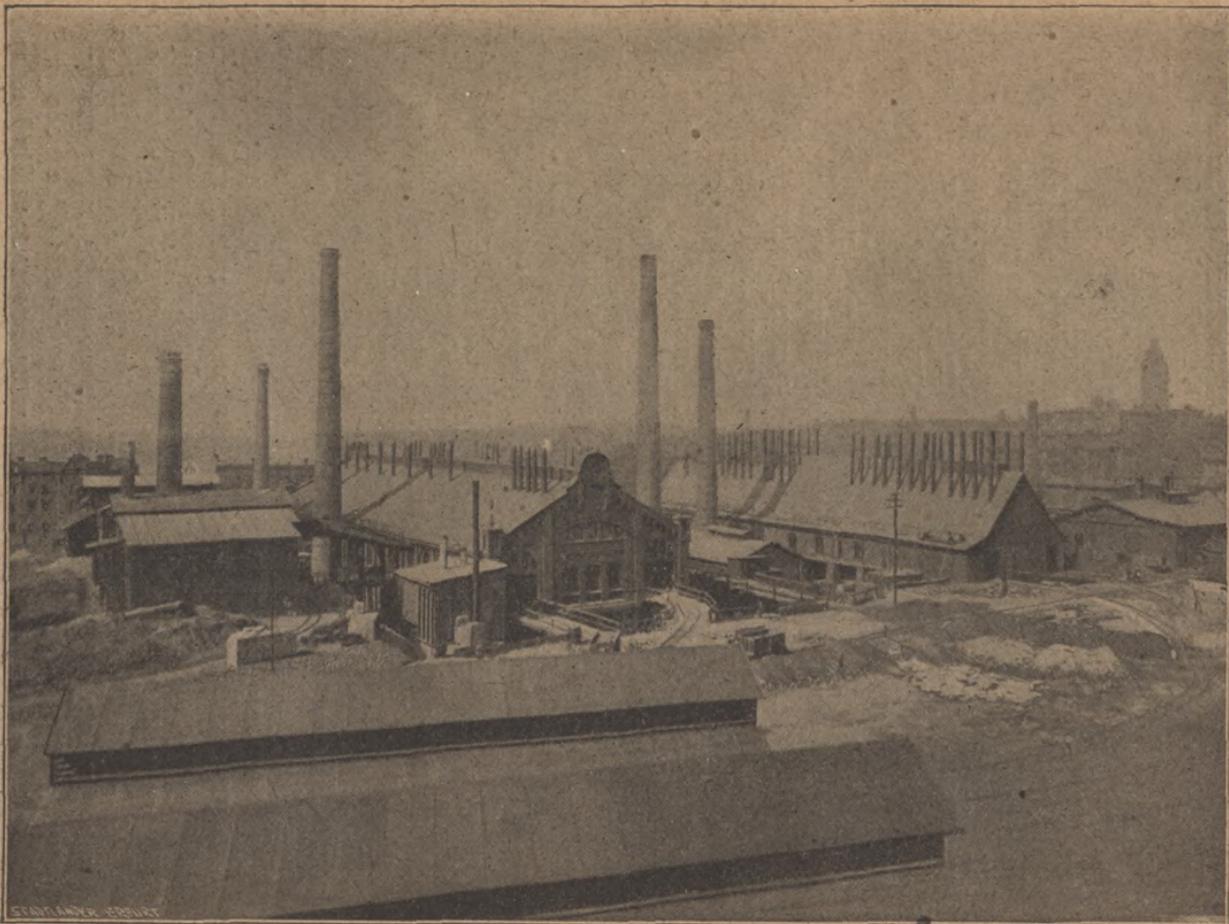
Das einfache Volk hat in den letzten Jahrzehnten gezeigt, daß es durchaus bildungsfähig ist. Das Streben nach besseren Lebensbedingungen, nach Wissen und Bildung tritt mehr und mehr in Erscheinung. Es wird im Augenblick aufgehalten durch die trüben politischen Verhältnisse; aber wir hoffen nicht für immer.



*) Der Oberschlesier ist durch Verschmelzung deutscher und slawischer Rasse, die sich seit Jahrhunderten vollzog, eine Rasse für sich.

Oberschlesien einst und jetzt.

Deutscher Geist, deutsche Hand, deutsches Geld gestalteten Oberschlesien zu einem der reichsten Länder der Welt. Wo ehemals Urwald und Sumpfland meilenweit das Gebiet an der oberen Oder und Klodnitz bedeckten, entstanden seit den Tagen des großen Preußenkönigs Friedrich zahllose Dörfer, Städte, Gruben und Hütten. Über und unter der Erde, allüberall in Oberschlesien pulsendes Leben! Die von Max Steckel-Rattowitz gemachte photogr. Aufnahme stellt die Rosamunde-Zinkhütte bei Schwientochlowitz dar.



Blinkeblank.

Ein Skizze von Alfred Nowinski.

Blinkeblank war ein Frühlingsblümchen. Es war nicht größer als ein kleiner Finger. Blaue Guckäugelein hatte es, eine weiße Halskrause trugs und ein grünseidenes Röcklein.

Blinkeblank war in der Nacht aus der Schlafkammer gelaufen, in der es mit seinen Schwestern noch bis zum Mai träumen sollte. So wollte es der liebe Gott haben. Aber da war es an einem Februartage, just als ein spizer Strahl sich durchs Fensterchen gebohrt hatte, erwacht. Es schaute immerfort auf das schimmernde Ding und konnte nicht mehr einschlafen. In der Nacht zog es die kleinen Schuhchen an und das seidene Röcklein, putzte mit den Fingern die Auglein blank und stieg die Treppe hinauf zur Haustür; denn die Schlafkammer war tief in der Erde.

Silbernes Licht lag auf den Feldern. Hinter dem Walde war der Mond aufgestiegen. Das Blümchen erschauerte am ganzen Körper. Die Luft war doch nicht so warm, wie Blinkeblank es gedacht hatte.

„Das wird schon werden“, sprach das Blumenkindlein, wenn nur die Sonne erst kommt. Ich will mir einstweilen das braune Blatt hier umhängen.“

Gesagt, getan! Blinkeblank sah nun, wie eine Großmutter eingepackt, in einer Erdfurche und sah hinauf zum Himmel. Und jedesmal, wenn der Wind das Schultertuch lüftete, schüttelte sich das zarte Mägdlein vor Kälte.

Endlich kam der Morgen. Er trug einen goldenen Korb am Arme und nahm daraus eine Flasche mit feurigem Wein und einem allerliebsten Kelch aus funkelndem Kristall. Diesen Kelch füllte er und reichte ihn Blinkeblank hin. Es nippte erst einmal, sagte „Ach“ und trank dann den Kelch leer.

„Vielen, vielen Dank, lieber Morgen! Du bist gut. Komm', setz dich neben mich, wir wollen uns Märchen erzählen.“

„Das geht nicht, Blinkeblankchen, ich habe zu viel zu tun. In ein paar Stunden muß ich mit meiner ganzen Arbeit fertig sein. Auf Wiedersehn!“ Da war der Morgen fort.

Das Blümlein schaute ihm nach.

„Schade“, sagte es, „ich hätte es so gern gehabt, daß er geblieben wäre. Daß es aber auch so viel zu tun gibt auf der Welt! Mir hat einmal die Muhme Tulpe erzählt, die Menschen haben auch soviel Arbeit. Wenn mal einer vorbeikommt, will ich ihn fragen, warum sie sich denn so anstrengen und plagen. Kommt da nicht einer? Freilich, das ist ein Mensch. Und noch dazu ein ganz großer . . . Du, Mensch, hör' mal — hör' doch mal . . .“

Schweren Schrittes tappte ein Arbeiter vorbei. Er hörte das piepsende Stimmchen nicht.

Blinkeblank stand ganz verduzt da.

„So ein Trampfer! Er wär' mir beinahe auf den Kopf getreten.“ Nach einer Weile rollte ein Wagen vorüber. Dann kommen Frauen und Männer. Aber keins sah das Blümchen.

Als am Mittag die Glocken klangen, horchte Blinkeblank verwundert auf. Es wußte nicht, was das war, doch es gefiel ihm, und das genügte. Man muß nicht alles wissen, dachte es.

Die Sonne sank wieder tiefer und verschwand schließlich hinter dem Hügel.

„So ein Tag ist schön. In der Kammer hätte ich die Herrlichkeit verschlafen. Ich freue mich, daß ich hier bin. Schlafen kann ich auch a u f der Erde. Ich wills gleich mal versuchen.“

Ehe aber das Blümlein die Augen zumachte, sprach es sein Nachtgebet:

„Lieber Gott! Du bist ein großer Geist und ich bin ein kleines Kind. Du hast gesagt, wir sollen bis zum Mai schlafen. Ich konnt's aber nicht mehr aushalten da unten, der goldene Strahl war so sehr schön und ich mußte die Sonne sehen, die ihn geschickt hat. Warum sollen wir denn bis zum Mai schlafen? Wirst du böse sein, daß ich dir nicht gefolgt habe? Ich bitte dich, du lieber Himmelsvater, sei nicht böse auf mich. Schicke wieder den schönen Mond und die Sterne, damit ich nicht so allein bin, wenn ich einmal in der Nacht aufwache. Grüße die gute Mutter im Himmel und die weißen Engel. Du wirst jetzt auch müde sein. Gute Nacht!“

Blinkeblank verkroch sich hinter einem faustgroßen Stein und war in ein paar Sekunden eingeschlummert.

Ein kurzer, scharfer Pfiff weckte nach einigen Stunden das schlafende Blümchen auf.

Es war finster ringsumher, und Blinkeblank kuschelte sich ängstlich zusammen. Es wagte kein Muckserchen. Da erkönte wieder derselbe Pfiff. Zur gleichen Zeit ging ein Riß durch die Wolken und der Mond schielte nach Blinkeblank. Nun sah dieses in dem schwachen Lichtschimmer weißleuchtende Punkte durch die Luft huschen.

„O Gott“, dachte Blinkeblank, „was mag das sein?“

Da flog ein solcher weißer Punkt dem Blümlein ins Gesicht und gleich kam noch einer nachgeflogen und dann noch einer. Dazu pfiff es wieder so schneidend und grell, daß Blinkeblank sich vor Angst tief unter den Stein bückte. Es sah nicht einmal den Mond. Dafür hörte es um so mehr.

Auf einmal fauste etwas heran, schlug an den Stein und blieb neben Blinkeblank halten.

„Was willst du hier?“ fragte eine barsche Stimme. Dem Blümchen vergingen fast die Sinne. Doch es nahm alle seine Kräfte zusammen und sagte: „Ich bin ein Frühlingskindlein und heiße Blinkeblank. Wer bist denn du?“

Statt der Antwort jedoch wurde es fest in die Wänglein gekniffen, daß es anfang zu weinen. Dann bat es: „Du mir nicht so weh! Ich

bitte dich, wer du auch feiest, laß michs nicht vergelten, wenn dich jemand geärgert hat."

"Heul nicht, du weichbackenes Frauenzimmer. Damit erreichst du bei mir garnichts. Ihr Frühlingspacd denkt, mit euren blauen Augen könnt ihr uns dumm machen. Ich bin Soldat beim Winterkönig und bin Unteroffizier. Hast du schon einmal etwas gehört von den Schneeflockenhüsaren? Nein? Na, da sieh mich mal an! Weiße Hosen, weiße Urtilla, weiße Pelzmütze, und hier — schrei doch nicht — siehst du eine spitze Eislanze. Damit wird solch unnützes Gelichter, wie ihr Lenzgesindel es seid, übern Haufen gestochen. Schau mal hier rein!"

Der Unteroffizier machte seine Säbeltasche auf, und Blümchen Blinkblank guckte hinein. Und es zuckte, zu Tode erschrocken, zusammen. Da drin sah es den lieben goldenen Strahl, der es hinausgelockt hatte in die freie Welt. Er lag als Kriegsbeute neben silbernen Klangperlen, die der schöne Schmuck eines gemordeten Liedes gewesen waren.

Blinkblank schlug die Hände vors Gesicht und wagte nicht aufzusehen.

"Ach, guter Herr Unteroffizier", sprach es mit gebeugtem Köpfchen, "da willst du wohl mir auch das Kleid wegnehmen und mich totstechen? Und ich hab' dich garnicht geärgert."

"Befehl vom König", räsonnierte der Krieger. "Da kann ich nichts ändern. Oder soll ich mich vielleicht ins Loch stecken lassen um deiner hübschen Larve willen? Wenns einer rauskriegt, gäbs eine Mordsuntersuchung. Nein, daraus wird nichts. Aber das kommt davon, wenn so dumme Mädels nicht parieren wollen. Da muß, wenn die Sonne mal ein bißchen Frühling vorlügt, gleich die dünnste Fahne angezogen und darin herumflaniert werden. Und wenn dann das Herz" — der Unteroffizier hob seine Lanze und schlug damit an den Stein, daß es einen Funken gab — "ja, und wenn dann das Herz einen Knacks kriegt, ist der Jammer da. Nimm es als Barmherzigkeit, wenn ich — —"

"Gnade!" flehte das Blümchen. Aber schon saß die spitze Lanze in Blinkblank's Brust. Es fiel hin, schlug noch einmal die Augen auf und hauchte dann die reine Blumenseele aus.

Über ihm aber tobte der Sturm. Der Schneesoldat schwang sich wieder auf sein Rößlein und ritt weiter über die gefrorene Erde.

* * *

In schweren Stiefeln geht ein Arbeiter zur Tagelohnarbeit. Seine Gedanken sind daheim bei seinem todkranken Kinde. Da sieht er Blinkblank am Boden liegen. Er bückt sich und hebt das starre Blümchen auf. Es ist derselbe Mann, den am Tage vorher Blinkblank einen "Trampser" genannt hatte. Jetzt hält er das Blumenkindlein in den Händen und trägt es zur Arbeitsstätte. Er weiß selbst nicht, warum er das tut. Aber es ist ihm, als hielt er seinen eigenen kleinen Knaben im Arme.

Der Sturm nimmt zu. Hat er denn eine Stimme? Das mag wohl sein. Denn es tönt dem Mann ein Wort in die Ohren, das so grausig klingt wie das Niedersausen des Fallbeils.

"Dein Kind stirbt — —!"

Ganz schwarz ist der Himmel geworden. Die kahlen Bäume neigen sich, in den Sträuchern wühlen die Lüfte.

Der Arbeiter eilt weiter. Er ist zu spät weggegangen. Er hatte sich nicht trennen können . . . Wie die Wangen rot waren und die kleinen Patschhändchen glühten . . . und die blauen Augen hatten geleuchtet wie heißes Feuer . . . und er hatte nicht schlafen können . . . nicht einmal zu Hause hatte er bleiben dürfen. . . .

„Dein . . . Kind . . . stirbt. . . .“

Immer dasselbe Wort. Nicht ein einziger Lichtstrahl. Nur Traurigkeit. Die Schneeflockensoldaten hegen vorüber. . . .

Wehe den Frühlingsblumen!



Jesus, der gute Hirt.



Kirchenfenster,
hergestellt in der Kunst- und Bauglaserei
F. Kliems Nachf. E. Lazar in Ratibor.

Mein oberschlesisch Land.

Gedicht von Paul Grabowski.

Im Volkston.

R. Fleischer, op. 6. Nr. 2.

mf

Einleitung.

mf *cresc.* *mf*

1. Wohl
2. Ob
3. Du
4. Du

1. gibt's auf Got-tes Er-de der schö-nen Län-der viel, doch
 2. bei-nem Schloten-wal-de wehn Rauch und Ruß im Wind; es
 3. zeigt im Ta-ges-lich-te dich rauch-geschwärzt, bestaubt, doch
 4. Land, in dem die Pul-se der Ar-beit hämmernd gehn, wo

1. eins nur ist die Heimat, ist uns-ter Seh-n sucht Ziel. Bist
 2. recht sich grau die Hal-be, wo Berggeists Reich be-ginnt. Hier
 3. ei-ne Lich-ter-tro-ne setzt dir die Nacht aufs Haupt; und
 4. tau-send Hän-de wer-ken, sich tau-send Räder drehn; dir

cresc. *ten. a tempo.*

1. du auch arm an Rei - zen, ver - ach - tet und ver - kannt, doch
 2. schürst nach Erz und Roh - le des Knap - pen emp - ge Hand und
 3. Hüt - ten - feu - er - glu - ten loh'n auf am Him - mels - rand. Wie
 4. hab' ich mich in Lie - be und Treu - e zu - ge - wandt, o

ritard.

cresc.

1. mir vor al - len feu - er, mein o - ber - schle - fisch Land, doch
 2. bringt dich hoch zu Eh - ren, mein o - ber - schle - fisch Land, und
 3. bist du dann so herr - lich, mein o - ber - schle - fisch Land, wie
 4. Sei - mat, sü - ße Sei - mat, mein o - ber - schle - fisch Land, o

f

1. mir vor al - len feu - er, mein o - ber - schle - fisch Land!
 2. bringt dich hoch zu Eh - ren, mein o - ber - schle - fisch Land!
 3. bist du dann so herr - lich, mein o - ber - schle - fisch Land!
 4. Sei - mat, sü - ße Sei - mat, mein o - ber - schle - fisch Land!

Im Gedenken Eichendorffs.

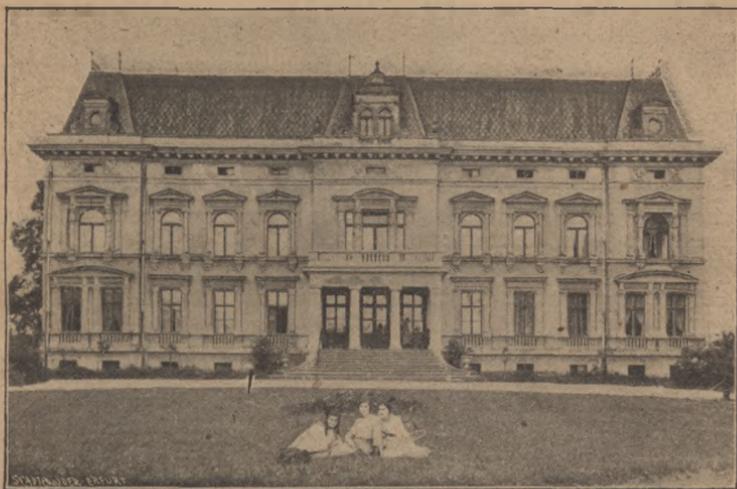
Geschrieben von Hermann Breiter.

Lubowitz.

Hinter den grünen Wipfeln
Ragt das alte Schloß.
Berrauscht sind die Feste, die lauten,
Verflogen Reiter und Roß.

Es kommen Lieder gesprungen
Aus menschenverlassenem Park; — —
Eine Saite hat geklungen,
Die unsere Seele verbarg.

Da stehen wir und lauschen:
Wie klingt es in uns so hell!
Es ist, als hörten wir rauschen
Des Volkslieds klaren Quell.



Schloß Lubowitz. •

Burg Tost.

Hinan den Berg! Des Foces stolzer Bogen
Läßt dich hinein; da hält dein Fuß.
Von halbverfallnen Mauern kommt geflogen
Dem Wandrer zu ein stiller Gruß.
Des Burghofs grünes Gras ermahnt zum Rasten.
Du setzt dich nieder. — — Grell der Himmel loht.
Die Wolken stehn, wie Schiffe ohne Masten
Am Himmel dort im Abendrot.
Und wie du ruhst von heißen Wandertagen,
Erzählt die Burg dir ritterliche Sagen,
Von einem Säng' er will sie auch berichten,
Vom Mühlenrad im Grunde heimliche Geschichten.
Es ist, als lägst du weit entrückt der Welt und Zeit
Und hörtest nur von ihr aus grausen Tiefen
Das Grollen und das Hämmern hinter Wäldern weit,
Das langsam stiller wird, wie Riesen, die entschließen.



Burg Tost.

Reiffe.

Was kündet uns noch heute,
 Daß hier der Sänger gethront?
 „Ein Haus! Es sagen die Leute:
 „Dadrinnen hat er gewohnt!“

Ein Denkmal, begrenzt von Bittern.
 Und viele finden es nicht.
 Darüber hell Farben zittern
 Im Sonnenlicht.

Eine Gruft bei den Gräbern, den andern,
 Im Friedhof abseits, versteckt,

Hier ruht der Sänger vom Wandern,
 Von Liedern zugedeckt.

Es haben Zeit und Wetter
 An Gruft und Kranz genagt.
 Verwelkt sind die Eichenblätter,
 Und keine Trauer mehr klagt.

Noch Liebe geht durch die Reihen
 Und säet Liebe aus.

Sie möge zu Blumen gedeihen
 Dem Schläfer droben zu Haus.



Reiffe. Wohn- und Sterbehause Eichendorffs.

Philo vom Walde.

Von Franz Eschauer.

Zwanzig Jahre waren einst erforderlich, um die erste Auflage der Schlesischen Gedichte Holteis abzulesen. Scholaren, Salonhelden und Modedamen sprachen damals der mundartlichen Poesie die Daseinsberechtigung ab. Verzweifelt schrieb der Alte vom Berge im Dänenjahr einem Freunde ins „Büchel mit schlaeschen Getichten“:

„Ebb zwanzich Jahre ins Ländel ziehn,
Tutt kee Schlaesinger meh mei Schlaesch verstiehn.“

Aber der Aufschwung Deutschlands in der Zeit seiner Einigungskriege brachte dem schlesischen Dialekt endgültig das Heimatrecht auf dem deutschen Parnas. Robert Kofler und Max Heinzel waren die Vorkämpfer. Den Stab der Herrschaft ergriff ein Angehöriger des aufstrebenden Standes der Volksschullehrer, ein Sohn des vielverkannten Oberschlesiens, des Landes, auf dem die Zukunft des deutschen Volkes beruht: Johannes Reinelt.

Bekannter ist der Dichter unter dem Hehlnamen Philo vom Walde. Seine Wiege stand in einem Weberhäuschen des reichen Bauerndorfes Kreuzendorf im gesegneten Löbkeise Leobschütz. Der 5. August 1858 ist sein Geburtstag. Der Vater war Häusler, betrieb die Weberei und versah in der Gemeinde den Nachtwächterdienst. Da das vorerwähnte Gewerbe wenig eintrug, suchte er während der Sommermonate lohnenderen Erwerb in den Steinbrüchen eines Nachbardorfes. Aber trotz der Vielseitigkeit des braven Mannes war in der kinderreichen Familie Schmalhans Küchenmeister und Frau Sorge Stammgast. Die Bestellung des zur Häuslerstelle gehörigen Feldstücks besorgte die Mutter mit Hilfe der Kinder. Die „Wäbern“ war eine nüchtern veranlagte Frau mit engbegrenztem Horizont, dabei gut gläubig und kirchlich gesinnt und trug ihre Armut als Schickung Gottes in Ergebung. Ihr Mann, eine zwar gutherzige Natur, neigte zum Grübeln und Phantasieren, und die Not hatte sein Gemüt verbittert.

Johannes wurde, obwohl er ein schwächliches Kerlchen war, schon in früher Jugend zum Verdienen herangezogen. Auf Erinnerungen an die freudenarmen und mühseligen Knabenjahre ist es zweifellos zurückzuführen, wenn er in seinem volkskundlichen Werke schreibt: „Wie hat es doch die heutige Jugend so gut! Ehedem war es anders. Da mußten wir Kinder Winter und Sommer erst tüchtig arbeiten, bevor man uns ein freies Spielstündchen zur Dämmerzeit gönnte. Im Sommer war es die Feldarbeit, im Winter Spinnen. Jeder Knabe, jedes Mädchen von 8 bis 14 Jahren bekam seine Zahl auf. Da mußten sie z. B. einen großen Haufen Federn wegschleifen. Da mußte jedes Kind ein paar

volle Spulen abspinnen, ehe der Vater oder die Mutter die zur Zahl gestellte Zaspel abweisen konnte. Da fielen wohl um 8 oder 9 Uhr der langen Winterabende die Augen zu, doch es half nichts; die Zahl mußte voll werden.“

Die Überanstrengung bei schmaler Kost hemmte die körperliche Entwicklung des schwächlichen Knaben und warf ihn wiederholt aufs Krankenlager. Trotzdem entwickelte sich sein Geist in überraschender Weise. Der vorzüglich beanlagte Weberhansel überragte in der Dorfschule alle Altersgenossen und gewann die Gunst seines Hauptlehrers, der ihn auf jede Weise zu fördern bemüht war. Er suchte seinem Liebling den Besuch einer Höheren Schule zu ermöglichen. Aber seine Bemühungen, hierfür die finanzielle Unterstützung wohlhabender Gemeindeglieder zu gewinnen, brachte seinem Schützling nur Unannehmlichkeiten. Hatte es schon Neid erweckt, daß der Nachwächterjunge bei den öffentlichen Schulprüfungen die Bauernsöhne in Schatten stellte, so dünkte es ihnen Überhebung und ein Verstoß gegen alle Überlieferung, daß er gar ein Studierter werden sollte, und sie hielten den Daumen fest auf der Geldtasche. Der empfindsame Knabe hatte unter dem dörflichen Kastengeist viel zu leiden, und mancherlei Ahmäsung der Bauernsöhne scheint ihm den Umgang mit den Altersgenossen verbittert zu haben. Der fürsorgende Lehrer gedachte nun den frommen Jungen in eine geistliche Bildungsanstalt zu bringen, wo er zum Ordenspriester erzogen werden sollte. Aber der Plan wurde dadurch vereitelt, daß just zur selben Zeit die Niederlassungen der Franziskaner in Preußen infolge der Maigesetze geschlossen wurden. Auch der Pfarrer suchte dem Knaben das Studieren auszureden. Vom Schulhause aus angeregt, faßte dieser nun den Entschluß, Lehrer zu werden. Trotz der beschränkten Vermögensverhältnisse der Eltern gelang das. Es fanden sich Gönner, die Hilfe zusagten. So konnte der Jüngling im 16. Lebensjahre nach Jülz gehen, wo er an der Präparandenanstalt und im Seminar durch vier Jahre seine berufliche Ausbildung empfing. Der Seminar-Direktor Volkmer, durch seine spätere Habelschwerdter Tätigkeit als Schriftsteller auf pädagogischem und heimatgeschichtlichem Gebiete in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt, erfaß die Begabung des neuen Schülers bald. Er förderte ihn nicht bloß wissenschaftlich, sondern verschaffte ihm auch Freitische, bare Unterstützungen und Erwerbsgelegenheit durch Stundengeben.

Im 20. Lebensjahre wurde Reimelt nach wohl bestandener Entlassungsprüfung Hilfslehrer in dem städtlichen Bauerndorfe Zielau bei Neisse. Hier entstanden seine ersten literarischen Erzeugnisse: lyrische Gedichte nach Geibelscher Art. Er veröffentlichte sie in einer „Blumen und Sterne“ betitelten poetischen Beilage verschiedener Lokalzeitungen Schlesiens. Da der schüchterne „Adjuvant“ glaubte, daß seine Vorgesetzten ihm die literarische Tätigkeit als Beeinträchtigung seiner pädagogischen Berufsarbeit auslegen könnten, schickte er die Rinder seiner Muse unter dem Decknamen Philo vom Walde in die Welt.

Zur Dialektpoesie gelangte der junge Dichter in seiner zweiten Schulstelle, die ihn nach dem Dorfe Nowag führte, aus dem südlichen Teile

seines Kreises nach dem nördlichen. Er besuchte von hier aus einen in der Kreisstadt angekündigten Vortragsabend Max Heinzels. Die Darbietungen begeisterten den empfänglichen Jüngling derart, daß er sich dem berühmten Gast als Mitglied der Breslauer Dichterschule vorzustellen wagte. Er fand freundliches Entgegenkommen und verständnisvolle Anregung zur Heimatkunst. Die Frucht war sein erstes Buch: „Aus der Heemte“ (1882). Es enthielt Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart und offenbart Heinzels Einfluß. Die wohlwollende Aufnahme seitens der Leser hielt den Dichter auf dem betretenen Pfade fest.

1882 wurde Reinelt als Lehrer endgültig in dem Dörfchen Rorkwitz angestellt, das gleichfalls nördlich von Neiße liegt. Trotz des geringen Einkommens der Stelle verheiratete er sich hier. Er ließ in dieser Zeit ein Prosawerk erscheinen, das Ergebnis fleißiger Sammeltätigkeit in den Kreisen Leobschütz, Neustadt und Neiße: „Schlesien in Sage und Brauch“. Das Buch erzählt treu nach dem Volksmunde Sagen, Märchen, Legenden, beschreibt mit warmer Tönung des Berichts durch kleine Einschübel aus dem eigenen Erleben Volksfeste, Sitten und Gebräuche, Jugendspiele, Aberglauben und verzeichnet Sprichwörter und Liederstrophen. Die Anregung hatte Reinelt von dem auf volkstkundlichem Gebiete in Schlesien führenden Professor Weinhold aus Breslau empfangen, der die Sammlung in einem Vorwort in die Öffentlichkeit einführte. Gewidmet ist sie dem Grafen von Schaffgotsch auf Roppitz im Falkenberger Kreise. Durch die Fürsprache dieses Gönners erhielt der Herausgeber 1884 eine Lehrerstelle in Neiße.

Das dichterische Schaffen empfing im Umgang mit gebildeten Männern und Frauen der Stadt mancherlei Förderung. Zeugnis von der fortschreitenden Entwicklung des jungen Dichters geben zwei rasch nach einander heraus kommende Bändchen im Dialekt: „A schläsches Bilderbüchel“ und „A Singvägerle“. Wandelt das erste noch in den Bahnen Heinzels, so offenbart das zweite die Besonderheit Reinelts. Er hat sich von den gereimten Wisen, der Schnurre und Anekdote, die selbst bei Reuter die ernstste Richtung überwuchern, abgewandt und verschmäht die kleinlichen, auf den Augenblickserfolg gehenden Mittel. Die Verse sind voll Wohlklang, sie sagen, was das Herz bewegt, und wenden sich ans Gemüt. Der Dialektdichter beansprucht die Ebenbürtigkeit mit den Großen der schriftsprachlichen Poesie. Und sie ward ihm zuerkannt. Die Kritik in der Provinz und in der Fremde ließ dem Büchel Berechtigung widerfahren. Reinelts Dichterruf war begründet. Seine Richtung machte Schule — sehr zum Vorteil der schlesischen Dialektdichtung. Selbst bei den späteren Büchlein Heinzels, des gereifteren, längst anerkannten Sängers, ist das ersichtlich. An Paul Mittmann gewannen die neuartigen Lieder einen musikalischen Interpreten; auf den Flügeln des Gesanges kam der Dialekt in den Salon.

1888 ließ Reinelt ein Bändchen hochdeutscher Dichtungen erscheinen: „Vagantenlieder“, leicht beschwingte Poesien im Tone Baumbachs. Ein größeres Werk, die in ungebundener Sprache gehaltene Bauernkomödie „Die Dorfhege“, schloß 1891 die erste Periode seiner Dialektdichtung.

Körperliches Leiden, besonders beginnende Nervosität, führte den Dichter auf die Wasserheilkunde. Er begeisterte sich erst für Pfarrer Sebastian Kneipp in Würzhofen, später für Vinzenz Prießnis in Gräfenberg und seinen Nachfolger Joseph Schindler und gab eine Zeitschrift für medizinlose Heilkunde „Naturheilarzt“ heraus. Mit der Propaganda für die „Wasserkunst“, wie der „immerite Entspecter“ Bräsig sagen würde, hängen Reinelts einaktige, in schriftdeutscher Prosa geschriebene Lustspiele zusammen, die als „Hygienische Volksbühne“ 1892 erschienen und 1895 eine neue Folge erhielten. (Die gute Stube. — Wasser tut's freilich. — Der rechte Doktor. — Sonderlinge. — Der Kurpfuscher. — Drei Paar Verlobte. — Der kranke Gott.)

Nach Heinzels Tod übernahm Philo vom Walde die Herausgabe des von jenem begründeten „Gemittlichen Schläfingers“ und behielt sie bis zu seinem Ende. Die Arbeit an dem die Mundart besonders pflegenden Volkskalender mag ihn im neuen Jahrhundert zur lange vernachlässigten Dialektdichtung zurückgeführt haben. Im Jahre 1901 schrieb er innerhalb weniger Wochen sein bedeutendstes Werk, das mundartliche Epos „Leutenot“. Er hatte damit die Höhe seines Dichterruhms erklimmen. Das Werk, einzig in seiner Art, sichert seinem Namen die Unsterblichkeit.

Während Reinelt in seiner Jugend von der Großstadt nichts wissen wollte und seinen Freund Robert Sabel, der frühzeitig nach Breslau zog, darob bedauerte, erwachte mit den Jahren in ihm eine wahre Sehnsucht nach dem rascher pulsierenden Leben in ihr, ihren Kunststätten, ihren Gelegenheiten zur Fortbildung, dem anregenden Umgang mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden. Den Freunden und Verehrern des Dichters wurde es nicht schwer, seinem Wunsche Erfüllung zu verschaffen. 1902 wurde er an eine Breslauer Schule berufen. Er lebte in dem neuen Wirkungskreise sichtlich auf. Sein körperliches Befinden verbesserte sich. Die gesellschaftlichen Kreise erschlossen sich ihm allenthalben. Viel verkehrte er in dem Salon der Gräfin Valeska von Bethusy-Suc., der unter dem Decknamen Moritz von Reichenbach bekannten Romanschriftstellerin und erfolgreichen Vertreterin der Heimatliteratur des zweisprachigen Teiles von Oberschlesien. Ihr widmete er seinen reifsten und leider letzten Band von Gedichten im schlesischen Dialekt. „Sonntagskinder“ überschrieb er ihn, weil er das Begleitwort am Sommersonntag 1904 beendete. Er gibt den „Sonntagskindern“ den Wunsch mit: „Sagt euer Sprüchlein und Liedlein in Stadt und Dorf vor recht vielen Häusern und Türen, — nicht nur am Sonntag Lätare! Nein, jeder Tag sei euch ein Singe- und Sagetag, an dem ihr den Winter und den Tod durch Liebeszauber vertreibt, auf daß Leben und Lenzelust in aller Herzen einzulehen, die euch gastlich aufnehmen.“

Reinelts letztes Lebenswerk ist das schriftdeutsche Drama „Befreiung.“ Es ging im Frühling 1905 mehrmals über die Bretter des Lobetheaters zu Breslau, konnte es aber nicht über einen Achtungserfolg bringen, der dem Namen des auf mundartlichem Gebiete berühmten Landsmanns galt. Die kühle Aufnahme traf den Verfasser um so härter, als er an dem

Werke jahrelang gefeilt und auf dasselbe große Hoffnung gesetzt hatte. Die Enttäuschung wirkte auch auf seinen Gesundheitszustand ungünstig ein. Dieser war bei Reinelt nie ein dauernd guter. Die Entbehrungen der Jugend mögen hieran nicht unbeteiligt gewesen sein. Hilfe gegen sein häufig wiederkehrendes Nervenleiden suchte und fand der Apostel der Naturheilkunde beim Wasserheilverfahren. Aber im Frühjahr 1905 gesellte sich zum alten Übel eine Magenkrankheit. Eine zweimonatige Kur in dem geliebten Gräfenberg schien die Besserung gebracht, eine einmonatige Nachkur in den Baberhäusern im Riesengebirge den Heilerfolg verstärkt zu haben. Aber er hielt nicht stand. Wenige Tage nach der Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit in Breslau erfolgte ein schlimmer Rückfall, und Reinelt mußte erneut um Urlaub nachsuchen. Die Nervenheilanstalt lehnte die Aufnahme des Aussichtslosen ab. Die Ärzte der Hauptstadt geboten, von dem Ruhebedürftigen jede Aufregung fernzuhalten, und untersagten ihm alle wissenschaftliche und literarische Arbeit. Sein Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche, und am 16. Januar 1906 trat der Tod als Erlöser an das Bett des unfähig Leidenden. Trotz des abschreckenden stürmischen Wetters gab ein überaus zahlreiches Trauergesolge dem Sänger der Heimat das letzte Geleit zum Grab auf dem Döwitzer Friedhofe. Ein Denkmal hat dem Herold schlesischer Heimatkunst die Landeshauptstadt am Waschteich vor der Schule errichtet, in der er seine Wirksamkeit im Dienste der Volksbildung beschloß*).

Philos Dichtungen sind nicht für den Vortragsaal und den Stammtisch bestimmt, sondern wollen zu stimmungsvoller Stunde im stillen Kammerlein empfunden sein. Frühlingsweben und Winterstürmen, Liebesfreud und Härzeleid, Schnick und Schnack und Trällerschlag, kurz: alle Töne der Empfindungsleiter sind der Inhalt seiner Lyrik, die sich in den „Sonntagskindern“ am bedeutsamsten ausprägt. Das Schaumgold der Phrase und die kleinen Mittel lyrischer Likörfabrikation verschmäht er, aber seine volkstümliche Sprache umklingt das Ohr wie Musik und verfehlt nicht den Weg zum Herzen. Viele seine Lieder wurden nach alten und neuen Melodien gesungen. (Vgl. Sabel „Liederbüchel für gemittliche Leute“ und „Albums schlesischer Lieder“ von Paul Wittmann.)

Ein lyrischer Zug offenbart sich auch in Philos bedeutendster Schöpfung, dem 1901 erschienenen Epos „Leutenot“, das ein würdiges Seitenstück zu Fritz Reuters großen Reindichtungen darstellt. Es ist in vierhebigen, gereimten Versen geschrieben und nach Art von Webers „Dreizehnlinden“ mit lyrischen Einlagen in wechselnden Versmassen und Strophenformen durchsetzt.

Unter „Leutenot“ ist der Mangel an ländlichen Dienstboten und Tagelöhnern zu verstehen, der um die letzte Jahrhundertwende in dem Grade auftrat, daß vielerorts der Weiterbetrieb der Landwirtschaft ernstlich in Frage gestellt war. Auf dem Untergrunde dieses wirtschaftlich-geschichtlich bedeutsamen Problems gibt Reinelt im Rahmen der Erzählung eines erdichteten Menschenschicksals eine wirklichkeitsgetreue Schilderung des Dorflebens im deutschsprachigen Teile Oberschlesiens. — Der reiche Dorfschulze, der auf Fiedlerwebers Grundstück eine Hypothek stehen hat, nötigt den

*) Ein zweites Denkmal soll dem Dichter in seiner Heimat Lobschütz errichtet werden. Geldspenden hierzu nimmt entgegen Lehrer Hugo Gnielczyk in Bratsch Kr. Lobschütz D. S.

Weberhansel nach dem Tode des Vaters und der Einäschung des Schopenhäufels durch eine Feuersbrunst, als Viehjunge in seinen Dienst zu treten. Den frommen Jungen drückt schwere Gewissensnot. Er hat sich einst nach dem Abendläuten von dem nichtsnutzigen Schulzensohn verführen lassen, gemeinsam mit diesem den Steinweg, auf dem man den Graben zwischen Schulhaus und Kirchhof überschritt, einige Meter seitwärts zu verlegen, damit die Schulmagd auf dem Gange zum Morgenläuten in die Tiefe falle. Aber in der Nacht wird der greise Pfarrer zu einem Kranken gerufen. Er stürzt mit dem Allerheiligsten an der gewohnten Übergangsstelle hinab. Seither kränkelt der ohnehin gebrechliche Priester. An seinem kurz darauf erfolgten Tode glaubt Weberhansel die Schuld zu tragen. Der träumerische, unpraktische Junge wird von seinem oft betrunkenen Dienstherrn viel gescholten, oft geschlagen. Nach einer besonderen rohen Mißhandlung fällt er in ein Fieber. Da er nach der Genesung wieder in seine Dienststelle gehen soll, entweicht er aus dem Dorf und wird Landstreicher. Doch regt sich der gesunde Kern in ihm noch einmal, so daß er freiwillig in die Arbeitskolonie Hohenhof eintritt. Hier findet er den Seelenfrieden wieder. Er kehrt in die Heimat zurück. Sein Lebensmut ist jedoch dahin, die Ansätze zur Tatkraft lähmt die überreiche Phantasie, und er vermag sich zu zielbewußtem Streben und steter Arbeit nicht mehr aufzuraffen. Die Jugendliebe wird dem Heruntergekommenen untreu. Er übernimmt die Totengräberstelle im Dorfe und hat auch das Glockenläuten zu besorgen. In der Verzweiflung über seine trostlose Lage erhängt er sich nach einem Abendläuten am Glockenstrang.

Im Aufbau der Handlung erinnert das Epos an die Werke der romantischen Schule, besonders an Immermanns „Münchhausen“, insofern, als hier wie dort der straffe Zusammenhalt fehlt, und die Begebenheiten auseinanderflattern. Leider ist der Held keine einheitliche Gestalt. Was der talentvolle Weberhansel, unter dem sich unverkennbar der Dichter selbst dargestellt hat, im ersten Teil verspricht, hält der Bauernbursche des zweiten nicht. Er entwickelt sich in absteigender Linie, wird Rühprinz, Bruder Straubinger, Arbeitshäusler, Dorftrottel und endigt durch Selbstmord. Auch die Grundstimmung des Epos wechselt. Aus dem Wunderlande der Romantik, in dem es uns in der ersten Hälfte liebliche Bilder aus der Heimat und Jugend vor die Seele zaubert, führt der zweite in die oasenarme Wüste des Naturalismus. Der Leser legt das Buch, das erst die höchsten Erwartungen erregt hat, schließlich unbefriedigt weg. Der Kritiker muß im edlen Streben des Dichters einen Marusflug erkennen. Aber eine gewaltige Künstlertat ist das Dialektepos trotz alledem, und auch als Fundgrube für die Erforschung oberschlesischen Volkstums wird es seinen Wert durch die Jahrhunderte bewahren.

Ein große Aufgabe stellte sich Philo auch auf dem dramatischen Gebiet der Mundart, das seit Gryphius wenig beachtet worden war und bis auf Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ kaum einige humoristische Szenen gezeitigt hatte. 1891, ein Jahr vor dem Erscheinen von Hauptmanns epochemachendem Schauspiel „Die Weber“, veröffentlichte er die schlesische Bauernkomödie „Die Dorfhege.“

Die Tochter des reichen Kirchbauern und ein angehender Wirtschaftsinspektor, der Sohn jenes Bauern und die Kretschmerstochter sind Liebespaare. Der vergetzte Bauer will jedoch seine Trudel mit dem verwitweten Kretschmer verheiraten. Da sich das Mädchen nicht fügt, jagt er es aus dem Hause. Freilich reut ihn das bald. Da er überdies glaubt, daß die Bettelliese, der er in früheren Jahren schweren Schaden zugefügt hat, ihm aus Rache sieben Teufel in den Leib gehert hat, verfällt er in eine Gemütskrankheit. Von ihr heilt ihn der Vater jenes jungen Landwirts, ein erfahrener Arzt. Dieser geht zum Schein auf seinen Wahn ein und treibt ihm die bösen Geister unter Zuhilfenahme einer Elektrifiziermaschine aus. Der Geheilte macht sein Unrecht wieder gut. Die beiden Liebespaare werden unter Einwilligung ihrer Eltern verlobt.

Am geeigneter Stelle eingeschobene Lieder des Geigen-Franzel bringen einen lyrischen Zug in die Handlung. — Die Dorfzustände sind lebenswahr gezeichnet. Die Verwertung des Aberglaubens stellt freilich eine Übertreibung dar. Auch entsprach dem hohen Willen des Dichters wohl nicht ganz die Gestaltungskraft. Die Charaktere ermangeln der vollen Einheitlichkeit, die Handlung ist mitunter sprunghaft. So vermochte sich „die Dorfhere“ auf der Bühne kein Heimatsrecht zu erringen.

Am die Hebung der Dialektdichtung machte sich Philo dadurch verdient, daß er wacker gegen den einseitigen Gebrauch der Mundart zur Possenreißerei ankämpfte.

Die Sprache des Dichters ist nicht die seiner heimatlichen Landschaft. Im Bestreben, weiteren Kreisen verständlich zu sein, und unter dem Einfluß seiner literarischen Vorgänger bedient er sich eines Kunstschleisich, das die Gebirgsmundart zur Grundlage hat. Die a-Endungen vermeidet er, da sie nach seiner Meinung „schwerfällig und unhrisch“ wirken. An seine oberschlesische Heimat erinnert indessen nicht selten der Wortschatz, der ja erfahrungsgemäß im Gedächtnis fester haftet, als die Eigenart des Vokalismus und der grammatischen Formen der Mundart.

Reinelts Leben und Wirken bietet manche verwandte Züge zu Schiller. Die Jugend beider ward durch mißliche äußere Verhältnisse getrübt, sie wurden des Broterwerbs wegen in einen ungewollten Beruf gezwängt, und die Schulbildung ging auf den Drill des einschlägigen Fachwissens. Ihre Mannesjahre zeichnet rastlose Tätigkeit im regem Drang nach Fortbildung aus, edles Streben nach der Wahrheit, sittliche Reinheit, Pflichttreue. Den hohen Flug ihres Geistes hemmt oft der kränkelnde Körper, und in den besten Jahren nimmt ihnen der Tod die Feder aus der Hand. Dem Dichterfürsten ist es gelungen, bis zu der in allen deutschen Landen sichtbaren Spitze des glatten Kunstberges emporzudringen; des Dialektdichters Haupt krönt der Lorbeer, den das Schlesierland seinem Sohne spendete.



Die Pflege der Musik in Oberschlesien.

Von Paul Neumann.

Alle Kultur Oberschlesiens ist rein deutsch. Nicht zuletzt ist die Musik als ein ganz bedeutender deutscher Kulturfaktor in Oberschlesien anzusehen. Das lehrt vornehmlich die Vergangenheit.

Wie einst nach anderen fremdvölkischen und heidnisch-deutschen Gegenden deutsche Ordensleute deutsche Kultur verpflanzten, so geschah dies auch in Oberschlesien durch Zisterzienser. Die wichtigste Niederlassung derselben war in Rauden. Hier in Rauden lebte schon vor 1600 ein aus Görlich stammender Mönch Nucius, auch Nucis oder Nüc genannt, der später 33 Jahre Abt in Himmelwitz bei Groß-Strehlitz war. 1620 lebte er noch. Sein Todesjahr ist noch nicht ermittelt worden. Henelius nennt ihn *musicum excellentem et poetam*. Als Theoretiker und Komponist von Hymnen und Motetten ist er für Schlesien in der damaligen Zeit berühmt gewesen. Ich will nicht gleich sagen, daß Nuncius unser obereschlesischer Palestrina oder Orlando ist, jedoch ist er ein Vertreter, ein Jünger jener großen Klassizität des 16. Jahrhunderts. Daß sein musikalischer Einfluß sich nicht nur auf die Musikpflege in den Klöstern, sondern auch auf die seinem äbtischen Wirken unterstehenden Kirchspiele erstreckt, läßt sich wohl denken. Sein großes theoretisches Werk betitelt sich „*Musicae porticae, seve de Compositione Cantus Praeceptiones absolutissimae nunc primum a. F. Joanne Lucio, Görlicensi Lusatio. Abbate Gymielnicensi in lucem editae. Typis Crispini Scharfenberg I. Typographi Nissensis Anno MDCXIII.*

Von seinen Kompositionen, unter denen manche heute noch brauchbare Hymne ist, sind u. a. folgende Werke zu nennen. *Modulationes sacrae modis musicis V et VI vocum* und *Cantionum sacrarum V et VI vocum liber I et II.*

Vor Nucius als deutschem Musiker haben wir für Oberschlesiens musikalische Vergangenheit wenig Anhaltspunkte. Von einer musikalischen Kunst in Oberschlesien vor Nucius kann man nicht sprechen, höchstens nur von einer Volkskunst. Deutsche Vaganten, die nach Oberschlesien kamen, haben manchen poetischen und musikalischen Stoff nach Oberschlesien gebracht. Es sind zum Beispiel eine Reihe Lieder erhalten, in denen obereschlesische Vaganten — und solche gab es auch, und sie zogen durch ganz Deutschland — von ihren deutschen Zunftgenossen besonders wegen des damals nur „an Wasser, Rüben und Erbsen reichen“ Oberschlesien verulkt wurden. Berechtigt ist auch die Annahme, daß die deutschen Kaufleute, die im Mittelalter soviel auf der großen Heeresstraße von Breslau über Dppeln und Gleiwitz nach Krakau zogen, manches Liedlein nach unserem Oberschlesien verpflanzten. Wer mit Erk-Böhme und alten schlesischen bzw. obereschlesischen auch polnischen Liedsammlungen Vergleiche anstellt, wird das eben Gesagte bestätigt finden.

Dem Einfluß von Nucius ist es wohl zu verdanken, daß einige Orte Oberschlesiens sich frühzeitig in der Kirchenmusikpflege hervortaten, so zum Beispiel Neiße, Oberglogau, Leobschütz u. a. Einige Magnaten hatten für Kirchenmusik noch etwas übrig. Die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gut ansetzende Entwicklung der Musik wird durch die schlesischen Kriege sehr gestört. Aber nach dem Siebenjährigen Kriege setzt in Oberschlesien, besonders an den Höfen der Magnaten, eine Musikpflege ein, die bis jetzt in der Musikgeschichte Schlesiens und Deutschlands gar keine oder eine nur zu geringe Bewertung gefunden hat.

In Oberglogau, Pleß, Slaventz, Roschentin, Ruchelna, Karlsruhe, überhaupt auf den Schlössern und Gütern der Magnaten Oppersdorff, Hochberg, Sobek, Hohenlohe, Lichnowski und anderer wetteiferte man in der Musikpflege. Diese Musikpflege eingehend zu schildern, ergäbe ein leidlich dickes Buch. Die Fürsten Lichnowski spielten doch im Wiener Musikleben eine so große Rolle. Die aus Wien und dem übrigen Deutschland eingeladenen und zureisenden Komponisten und Künstler wurden nicht nur am Hofe ihres Gastgebers geehrt, sondern sie wurden auch bei den benachbarten Grafen und Fürsten eingeführt; oft wurden dann die meist aus Hofbeamten und Lehrern sich zusammensetzenden Orchester benachbarter Magnaten vereinigt, und es gab große Musikfeste, die nicht selten von einem geladenen Künstler geleitet wurden. So weilte bei dem Fürsten Lichnowski im Hultschiner Ländchen Beethoven, der auch nach Oberglogau kam. Hier hatte Beethoven Gelegenheit, seine eigenen Symphonien recht gut zu hören. Mit den Lichnowskis und Oppersdorffs harmonierten nicht nur verwandtschaftlich, sondern auch in musikalischer Hinsicht die in Österreich-Schlesien begüterten Grafenfamilien der Hoditz, Chorinski, Lobkowitz und Lamberg, auch der fürstbischöfliche Hof in Johannesberg, wo jahrzehntelang Dittersdorf wirkte, der zeitweise auch über einen guten Chor verfügte. Später weilten auch u. a. Carl Maria v. Weber, Spohr und Liszt in Oberschlesien.

Eine besondere Glanzperiode deutscher Musikpflege in Oberschlesien gab es in den Jahren 1778—1783 am Hofe des Reichsgrafen Rudolf Sobek auf Roschentin und Krenith. Der Graf verfügte über ein Theater, auf dem die größten Opern und Ballette aufgeführt wurden. Ein Chronist schreibt dazu: „Das Personal des dazu geschaffenen Orchesters war ausgesucht und verschaffte der Kapelle einen so ausgebreiteten Ruf, daß die größten Virtuosen damaliger Zeit nach Roschentin reisten, um sich hier hören zu lassen und um gleichzeitig das Orchester kennen zu lernen. Der Graf selbst dirigierte das Ganze.“

Wenn auch einige Zeit die Musik der Italiener zum wesentlichen Bestandteil der Repertoires solcher Hauskapellen gehörte, so wurde doch noch vor 1800 schon diese Musik von der deutschen, von der unserer Klassiker und ihrer Zeitgenossen ganz verdrängt. Sollte diese große Musikpflege der oberschlesischen Magnaten, das Wirken deutscher Künstler, deutscher Kapellmeister und Virtuosen nicht seinen Einfluß auf das Bürgertum ausgeübt haben? Und in der Tat, wie einst im Mittelalter die Kunstpflege vom Rittertum auf das Bürgertum überging, so war es auch um 1800 in Oberschlesien. Das Bürgertum nahm dankbar die gegebenen musikalischen Anregungen auf. Vor allem waren es die Lehrer, die führend das Bürgertum in musikalischer Hinsicht

vorwärts brachten. Zu großen Chor- und Orchestervereinigungen, wie man sie heut hat, schloß man sich ja nicht gleich zusammen, man musizierte mehr zwangloser; was man musizierte, war reine deutsche Kunst.

Selbst das benachbarte Polen war auf die deutsche Kunst fast ganz angewiesen. So ist doch Joseph Elsner, der seinerzeit in Lemberg und Warschau führend wirkte, und den die Polen zu den ihrigen rechnen, ein geborener Oberschlesier, ein Kind der Stadt Grottkau. Hugo Leichtentritt sagt in seiner Chopin-Biographie über Elsner: „Für die Nachwelt ist Elsners größter und dauernder Ruhm, daß er als Lehrer Chopins diesen in umsichtiger Weise seiner Anlage gemäß unterrichtet und ihn aufs glücklichste förderte.“

Einen Gradmesser deutscher Musikpflege in Oberschlesien haben wir auch in dem Umstande, daß auch Oberschlesien deutsche Künstler, Komponisten, Virtuosen und Musikgelehrte in die Welt gesandt hat und noch solche in seinen Grenzen beheimatet weiß. Namen wie Martin Rimmer von Scherffenstein, Wenzeslaus Scherffer von Scherffenstein, Ruchelmeister, Karl Schäffer, Rischak, Stöblz, Klingohr, Kabath, Proske, Brosig, Schulz-Beuthen, Filke, Rothe, Stein, Meister, Alexis Hollaender, Alma Haas (Hollaender), Wez, Arnold Mendelssohn werden in der Geschichte der deutschen Musik nie vergessen werden.

Ich will es mir versagen, nun Gegenwartsgeschichte über die Musikverhältnisse in Oberschlesien zu schreiben. Wie man Entfernungen nach Kilometern mißt, mißt man Künstlerwerte nach Generationen, und so steht fest, daß die Musik in Oberschlesien eine deutsche Kunst ist.

Die deutsche Kunst wird auch in Oberschlesien weiter blühen, sie kann nicht untergehen.

Zur Beherzigung.

Viel lieber in Deutschland Schmach und Not,
Als in der Fremde weißes Brot.
Und müßte ich zehnmal zugrunde gehen,
Und würde ich zehnmal auferstehen,
Ich riefe vom Frischen allsogleich:
Gott segne, Gott schütze das deutsche Reich!

Emil von Schnaich-Carolath.

* 8. 4. 1852 in Breslau,

† 30. 4. 1908 zu Saseldorf, Solzstein.

Oberschlesien einst
und jetzt. \



In tiefer Unkultur
schmachtete das ober-
schlesische Volk dahin, ehe
es unter deutsche Füh-
rung kam. Auch das
kleinste Dorf hat heute
seine Schule, in der die
Jugend Bildung und
Sitte, weiterhin die
Wahrheiten unserer hl.
Religion kennen lernt.
Auf dem Bilde hier (Phot.
Max Steckel - Rattowitz)
sehen wir den Schulpalast
des Dorfes Ober-Lasitz
bei Nikolai D.-S.





Seelenliebe.

Von Maria Blümel.



Seelenliebe! Besteht sie überhaupt? Reim und unbeeinflusst von sinnlichen Momenten auf dieser Erde nicht; denn ein unmittelbarer Verkehr von Seele zu Seele ist nur unter Geistern möglich, in jener vorurteilslosen Welt der ewigen Wahrheit, wo es keine Irrungen und Täuschungen mehr gibt. . . . Doch kann Seelenliebe unser gesamtes Gefühlsleben adeln und uns befähigen, diese Welt der Sinne von einer höheren Warte aus zu betrachten. Sie ist ein Stückchen Licht, aus dem Himmelsaal gestohlen, das unser Menschliches vergolden kann. . . . Unsere Seele ist nun einmal an den Leib gefesselt und kann sich nur durch diesen mitteilen. Hier wurzeln die Ursachen ewiger Enttäuschungen, ewigen Kampfes.

Erzieher und Seelsorger sind in der glücklichen Lage, sich auf diesem Gebiete in schönster Weise und in weitgehendstem Maße betätigen zu können. Ihr Beruf stellt sie mitten in den großen Seelengarten hinein, wo lauter Pflanzen sind, die der Pflege und Stütze bedürfen. Die einen brauchen ein Lichtes, die andern ein schattiges Plätzchen. Die Pflege ist mühsam, und die Blüten sind selten. Es gehört viel Opfermut, viel Eigenwärme und sehr viel Optimismus dazu, um trotz der zahllosen Enttäuschungen den Mut und Eifer nicht zu verlieren. Der Seelsorger und Erzieher kann nur von sinnlichen Wahrnehmungen auf den Seelenzustand seiner Pfleglinge schließen. Wie oft täuscht er sich da. Wie oft geht er fehl, weite Strecken auf mühseligem Wege, ohne es zu ahnen. Wenn er dann endlich merkt, daß er sich geirrt hat, daß alle seine Mühen und Anstrengungen vergeblich waren, da sinkt ihm oft in der ersten Bitterkeit der Enttäuschung das Kristall, darin er seine Hoffnungen und Ideale trug, aus den Händen. Dann bückt er sich müde und sammelt mühsam die Scherben. . . . Manchmal ist er dem Ziel schon nahe. Alle seine Hoffnungen haben sich erfüllt. Seine Blüten stehen rein und schön, selbst nicht wissend, wie hold sie sind. Täglich freut er sich an ihrer Unberührtheit und holden Reinheit. Da kommen die fremden Leute an seinem Garten vorbei und rühren mit ihren Fingern, an denen der schmutzige Alltagsstaub hängt, an seinen Blüten. Wenn er dann wiederkommt, sieht er die bösen Flecken, die seine Tränen nimmer wegwaschen können. — O ja, es gehört sehr viel Optimismus dazu und eine hohe Berufsauffassung. Aber sich der Armen, Schwachen, Hilflosen anzunehmen, sich mit besonderer Hingabe gerade den Verwahrlosten, Ausgestoßenen und Undankbaren zu widmen, nicht um sie für sich zu gewinnen, sondern um sie dem Glücke ihrer Seelen zuzuführen, ist das nicht der denkbar schönste Beruf, ist das nicht eine Liebe, die der Liebe Gottes zu den Menschen ähnlich ist?

Freundschaft schließt durchaus nicht Seelenliebe ein. Sie kann beispielsweise ausschließlich dem Zwecke gegenseitiger Fortbildung dienen. In vielen Fällen ist sie auch nur aus praktischen Gründen entstanden. Unbewußt und zufällig fanden sich einander ergänzende Veranlagungen hinzu. Freuden und Leiden, Erlebnisse und Erfahrungen werden ausgetauscht, ohne tiefere Absicht. Ein solches Band kann mitunter ein ganzes Menschenleben wahren, wenn es die Verhältnisse eben zulassen, wird aber nur die Oberflächlichen befriedigen

können. Bei tiefer Veranlagten wird die Freundschaft immer nur auf seelischer Grundlage aufgebaut sein. Während die erste Art nur zufällig dauerhaft ist, wird die zweite ein bewußtes und gewolltes Bedürfnis und Bündnis für das Leben sein. Der Oberflächliche hat viele Freunde und keinen wahren, der tiefer Veranlagte gar keinen oder nur einen — einen, mit dem er sich Hand in Hand zu den Höhen emporarbeitet. Wahre Freundschaft ist selten. Wo sie aber besteht, ist sie meist erst nach langen Irrfahrten entdeckt worden. Dann aber hütet euern Schatz. Feinde, die von draußen zu euch herein wollen, könnt ihr schon abwehren, ihr seid ja zwei! Kämpft Hand in Hand! Aber in euerm eigenen Hause laßt keinen Feind aufkommen. Mißtrauen ist der Boden, in dem er Wurzel fassen kann. Schuldig könnt ihr werden; denn ihr seid Menschen. Aber diese Schuld darf nie und nimmer zwischen euch treten und euch von einander trennen. Im Verstehen muß sie euch noch inniger verbinden. Ringt sie mit vereinten Kräften unter eure Füße. Dann gibt es ein beglückendes Helfen und Heilen, einer die Wunden des andern, — aber auch ein seliges Geben und Nehmen, einer vom Golde des andern.

Harte Kämpfe haben da besonders jene Menschen zu bestehen, die ohne Lebenserfahrung und mit völliger Unkenntnis der drohenden Gefahren in die Welt hineintreten. Sie sind noch nicht aus dem Traumland der Kinder zum Leben erwacht, tragen aber ein heißes Herz in der Brust mit der heiligen Begeisterung der Jugend und dem idealen Streben nach allem Hohen und Schönen. In ihrem noch ungetäuschten Glauben an alles Edle und Reine suchen sie im andern nur die Seele, auch bei Menschen andern Geschlechts. Da aber kommt das große Erwachen der Natur. Kommt es spät, dann bringt es dem jungen, begeisterten Herzen noch viel mehr der Bitterkeit und Enttäuschung, in jener dunklen Stunde, da eine höhere Macht ihm zuruft: „Laß ab vom Kampfe gegen deine gesunde Sinnlichkeit. Du kannst dich nicht gegen sie auflehnen. Es ist dem Menschen nur einmal nicht vergönnt, wie Engel glücklich zu sein!“ — O, das ist hart, das ist bitter! Bei dieser Erkenntnis hat schon mancher dem Leben Feindschaft geschworen, der Welt den Rücken gekehrt und ein Leben der Entfagung und des Kampfes gegen die eigene Natur gewählt, hat den Schrei nach Leben und Lebenschaffen in seinem Innern betäubt, auf die Sonne menschlichen Glückes verzichtet und ist davongegangen, um seine Freuden auf steinigem und dürrer Höhen zu suchen. Viele sehen ihm da mit verständnislosen Augen zu; wir aber blicken in Ehrfurcht zu ihm auf; denn wir wissen: Wer aus solchen Gründen, bei dieser Erkenntnis den Höhenpfad wählte, ist ein Starcker, ein Echter, ein Bekrönter, ein Berufener. — Aber auch für die Nichtberufenen kommen nach dieser Erkenntnis bange, bittere Stunden, in denen die Seele sich selbst verliert, sucht und nicht finden kann, wo sie sich selbst verhöhnt: „Du Tor, du betrügst dich selbst; Seelenliebe ist Unsinn!“ und dann wieder: „Ach, daß ich ein Mensch bin!“ Dann aber fängt ein anderes Leben an. Das erste war das eines Glücklichen in seiner Blindheit; jetzt kommt das des Sehendgewordenen, der das frohe Lachen verloren hat, dem das Freuen bitter wird. Keine Tränen bringen den glückseligen Kinder glauben zurück. Das neue Leben beginnt mit Tränen der Trauer. O weinet, weinet nur! Ja, es ist bitter, wenn über unsre schönsten und reinsten Blüten, die wir mit unserem Herzblut nährten, auch der Frost des Lebens herfällt . . .

Aber dann trocknet eure Tränen auch wieder. Seht, eure Blüten richten sich alle wieder auf und sind schöner und kräftiger geworden denn zuvor. Uns alle hat das Leben einmal mit so eisiger Hand angefaßt. Die Erkenntnis mußte doch einmal kommen. Nicht bitter grollen! Trauern durftet ihr, aber nicht finstern werden! Kommt wieder zurück ins Leben! Es war hart zu uns, aber es mußte so sein; es war gut für uns; wir wollen ihm dafür danken. — Seht, euer Glück war weltfremd; so konnte und durfte es nicht bleiben. Wohl war es rein und schön, aber euch selbst unbewußt rein, da mußten es die Engel hüten nun wird es bewußt rein, von euern eigenen Seelen gehütet und gehegt; dann wird es erst so ganz euer Glück sein. Dankt dem Schöpfer, daß er in euern Seelen, auch in den euern, die große und mächtige, reine und glückselige Sehnsucht erweckt hat nach dem Leben der Wesen, deren Keime in euch schlafen, jener Wesen, denen ihr eure Seelen mittheilen könnt, in denen euer Wesen fortleben darf, in denen ihr eure Seelen vereinigt wiederfinden werdet. — Nun aber stark sein, ein jeder auf seinen Weg zurück, getrennt ringen zum Ziel der Vereinigung. Doch euer gegenseitiger Glaube muß riesenstark, euer Vertrauen zueinander unbegrenzt sein; sonst geht ihr einander verloren; dann erst ist alles aus, dann erst, dann für immer. Dann seid ihr, die Reichsten dieser Erde, bettelarm geworden! Kann ein toter Glaube, ein begrabenes Vertrauen wieder auferstehen? . . . Ich weiß es nicht. . . . Fehltreten können wir alle, aber es muß ein Verstehen der Fehlritte geben. Das Heiligste darf nicht wanken, der Glaube an die Echtheit des Wesens, an den ernststen und reinen Willen des andern; denn das ist die Grundlage der Seelenliebe. Wie sollte es denn sonst später mit euch werden, wo alle die zahllosen menschlichen Schwächen ans Tageslicht kommen? Wollt ihr dann auch um dieser willen am Schönen und Großen zweifeln? Das wäre das Grab der Seelenliebe. Dann käme auch für euch ein graues Alltagsleben wie überall, ein Versinken in ein gewisses Tempo der Gewöhnung wie bei Gefangenen, die mit einer Kette an einen Pfahl geschmiedet sind und wissen, daß sie doch nicht weiter können, als nur immer um den Pfahl herum, an dem die Kette hängt. Da treten sie sich allmählich einen Weg aus, den sie nun gehen, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, damit sie eben den Gebrauch ihrer Glieder nicht verlernen. Sie verstehen es bald nicht mehr, frei erhobenen Hauptes mit frohem Leuchten in den Augen in diesen Alltag zu blicken und mit festem, stolzem Schritt Höhen zu erstreben. — Gerade im Verstehen der Fehler, im Helfen und Stützen, im Heilen der Wunden und Schwächen soll euer Lebensbund seine tiefsten und stärksten Wurzeln haben. Da kann sich Seelenliebe in ihrer ganzen Größe zeigen: den andern lieben, um ihn zu läutern, um sein Gold von den Schlacken zu befreien, selbstlos lieben mit einer gewissen Härte, das ist echte Seelenliebe. Wenn also Stürme kommen, so hütet euer Licht, sonst erlischt es und ihr verliert euch im Dunkel. Seid ihr aber stark im Glauben und Vertrauen, so werdet ihr euer Lachen noch einmal wiederfinden, auch ein schönes, nicht mehr so froh und sorglos, aber tiefer vielleicht wird es sein. . . .

Seelenliebe! Wir wollen sie uns herausretten aus diesem Wirrwar und Geschrei der Welt, ist sie doch das einzige, was wir uns an Erdenglück mit in die Ewigkeit hinübernehmen dürfen!

Oberschlesischer Schloßpark.

Ein Bild von Karl Demmel.

Maitag — wunderbarer Maitag mit Vögelsingen und süß duftenden Kastanien.

Ich bin in ein stilles Dorf gewandert, das weit ab liegt von der hastenden grauen Industriestadt mit ihren steinernen Schloten und dem grauen Rauchmeer. Es ist um die Mittagstunde. In einer Haustür sonnt sich ein schwarzer Spitz. Kein Mensch ist auf der Gasse. Auf dem kleinen Dorfkirchhof tummeln sich Bienen und Schmetterlinge; Marienkäfer wippen auf weißen Blüten. Ein dünner, weinerlicher Klang der Dorfkirchuhf zittert durch die Mittagsträgheit, dann ist es wieder schweigsam auf den Dorfgassen wie vorher.

Dornröschenschlaf . . .

Da, wo die Bremesseln ganz dicht und hoch stehen, ist eine verschwiegene Parkpforte. Knarrend dreht sich die Tür in ihren verrosteten Angeln.

Im Schloßpark. Stille umfängt mich.

Die schmalen Gartenwege sind von Gras und Unkraut überwuchert. Ein Stück Märchenromantik, es ist, als wenn der alte Schloßpark ein müdes Lied austräumt.

Uppige Fliederdolden hängen über weiß-morsche Gartenbänke herab.

Auf einer ist ein Herz eingeschnitz: Der Tag zur Erinnerung an das Liebesglück zweier Menschenkinder steht darin: 11. Juni 1829 — als die Zeit des behägigen Biedermeier erstarb . . .

Und dieses Glück ist längst, längst verrauscht . . .

Zwei verliebte Falter schaukeln zwischen Baumstämmen.

Droben lachen lichtblaue Wolken.

Der Park aber schläft — und wenn auch all' die blauen, weißen und gelben Blüten in seinem Bereich lachen vor Frühlingsseligkeit — der Park ist müde geworden und alt.

An der Nymphe, die auf einem kleinen Rondel steht, kriecht lieblosend der Efeu empor, als wollte er ihre nackte Schönheit verdecken. Bei einem kleinen Hügel liegt ein dunkler Weiher, darinnen müssen Nixen und Elfen im Grunde schlafen und nur aufwachen, wenn ein sporenklirrender Ritter durch den Park geschritten kommt, der das Glück suchen will . . .

Irgend in einem Jasminstrauch weint sich ein Vöglein aus.

An einer Parklichtung ist es, als käme die blonde Schloßfrau den stillen Pfad heraufgeschritten, in ein duftiges Sommerkleid gehüllt. Aber die — derer von . . . sind alle längst tot — ihre Särge stehen aufgebahrt in dem kleinen Dorfkirchlein.

Draußen ruht die Welt — die Welt der Kohle und des Eisens — diesen Träumerwinkel hier hat sie vergessen.

Zwischen diesen hohen Bäumen ergreift mich ein ehrfürchtiges Gefühl vor der ewigen Schönheit der göttlichen Schöpfung.

Die Dorfkirche schlägt wieder zwei dünne Schläge in dies Schweigen; da plötzlich kommt Leben auf die Gassen: Die Dorfschule ist aus.

Zwei Mädchen, die langsam hinter der tollenden Schar schlendern, singen das Lied noch, das ihnen die Schulgeige vorgejubelt hat.

Singen und Klingen ist um mich — danach aber beschleicht meine Seele eine leise Melancholie, die in ihre geheimste Winkel hineinkriecht. —

Der Rüstler schreitet über den Dorfplatz — der große Kirchenschlüsselbund in seiner vom Glockenstrick rauh gewordenen Hand klappert.

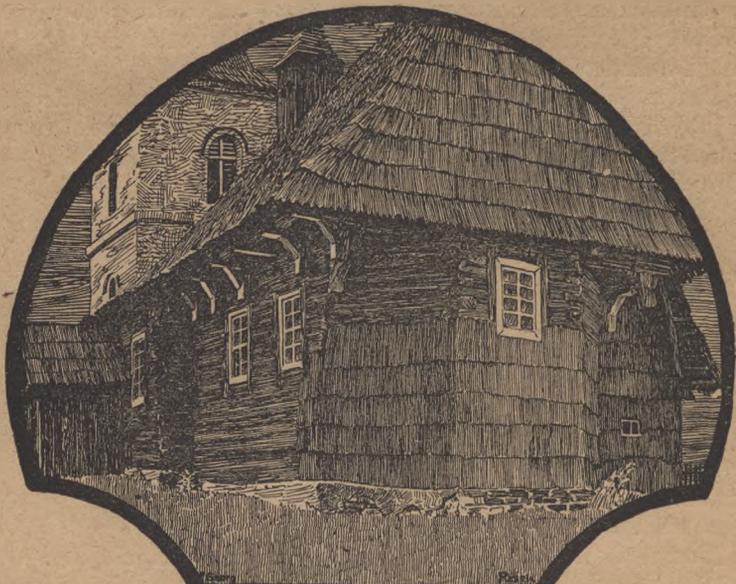
Der Sonntag steht vor dem Dorf.

Durch die Pforte bei den Bremmeln gehe ich zum Park wieder hinaus. Ich wende mich scheu um, mir *war* es, als ob mich die blonde Schlossfrau im duftigen Frühlingskleid gerufen hätte.

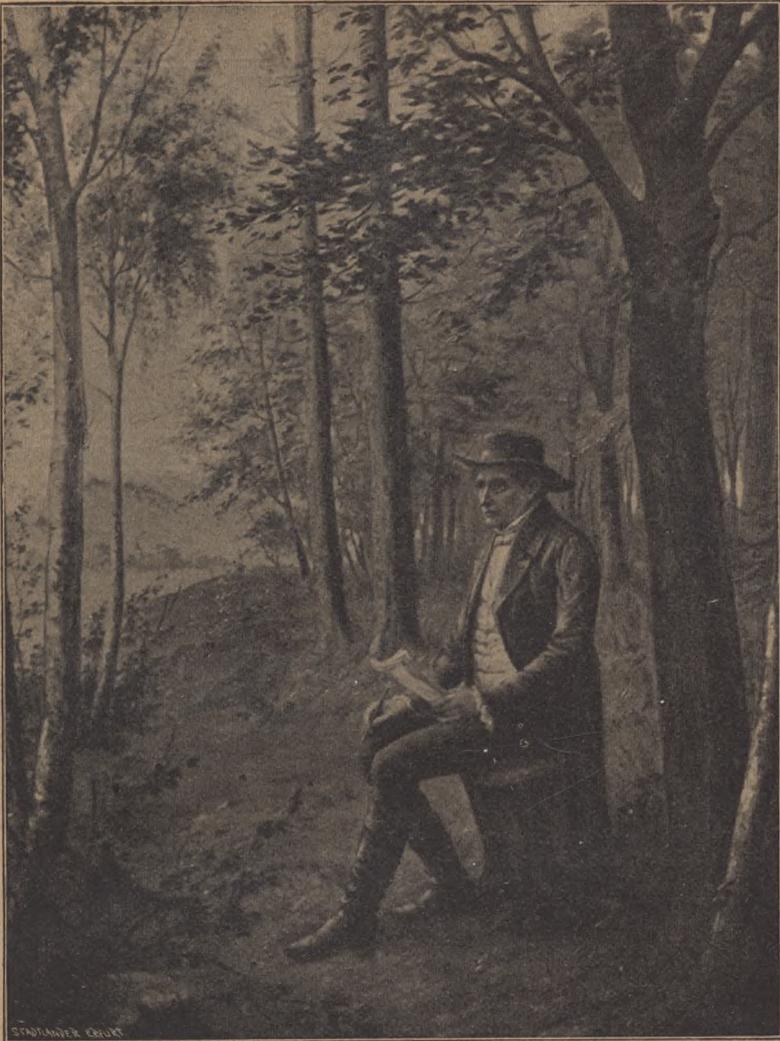
Vision.

Es bleibt still — nichts rührt sich.

Der alte Park, mein Märchenland, träumt weiter, träumt sein altes, müdes Lied . . .



Merkwürdige Holzarchitektur-b. Rosenberg &



„Schirm dich Gott, du deutscher Wald!“

Eichendorff dichtet im Walde bei Lubowitz D.-S. das Lied „Abschied“.
Nach einem Gemälde von Emil Hübel.

Oberschlesischer Dichtergarten.

Gruß an Oberschlesien.

Verborgen wirkt in dunklen Tiefen
Natur mit nimmermüder Kraft.
Gefesselt ihre Wunder schlesien,
Bis Menscheng Geist zum Licht sie bracht'.

Bald leben uns die toten Steine . . .
Wie Opferrauch steigt's himmelwärts!
Die Essen steh'n im Flammenscheine,
Aus Schlacken löst sich blankes Erz.

Und wo des Kornes farge Halme
Nur spärlich lohnten Bauernfleiß,
Da wächst ihm Brot im Hüttenqualme,
Quillt Segen ihm aus saurem Schweiß.

Drum preis' ich deiner Hütten Gluten,
Mein oberchlesisch Heimatland,
Des Eisens kochend-weiße Fluten
Und deine schwarze, schwiel'ge Hand.

Doch wo der Pflug noch seine Bahnen
In will'gen Mutterboden gräbt,
Die Eichen rauschen unsrer Ahnen
Und deutschen Liedes Zauber webt:

Bergißt man gern des Tages Lasten —
Die Schlotte liegen hoch und weit
Im Horizont, gleich stolzen Masten —
Um uns die grüne Einsamkeit.

Elisabeth Grabowski.

Oberschlesische Heimat.

Du oberchlesische Heimat, du wälderrauschendes Land,
Wie festlich schmückt deine Fluren der Ober silbernes Band!
Still betend falt' ich die Hände, schau fromm zum Himmel hinauf
Und seh' mit dankendem Blicke der Sonne segnenden Lauf:
In Treue will ich dich lieben, mein Schwur sei heiliges Pfand!
Du oberchlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Grün breiten deine Gefilde sich in der östlichen Mark,
Im Schutze wackerer Männer, so eichenrüstig und stark.
Viel tausend fleißige Hände erhalten häusliches Glück,
Das froh aus Seele und Herzen klingt, in dem Wort zurück:
In Treue will ich dich lieben, mein Schwur sei heiliges Pfand!
Du oberchlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Es wird mein Auge sich schließen dereinst zu ewigem Schlaf,
Vom Todesstrahle geblendet, der manchen Bruder schon traf.
Doch mit ersterbendem Atem bet' ich ein letztes Gebet,
Mit dem mein scheidendes Grüßen im Dämmerdunkel verweht:
Ich habe treu dich geliebet, mein Schwur war heiliges Pfand,
Du oberchlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Ged. v. A. Nowinski. Komp. R. Braunsch.

Für Oberschlesien.

Gewalt vor Recht! So halt das Lösungswort
 Durch eine Welt, von tausendsachem Weh zerrissen.
 Gewalt vor Recht! Seit unser Fahmentuch zerschliffen,
 Seit unser grünes Lorbeerreis verdorrt,
 Sellt's uns wie Hohn im Ohre fort und fort:
 Gewalt vor Recht!

Mein Heimatland, durch deine deutschen Gauen
 Klirrt fremder Schritt; und heutigierig weht
 Der weiße Adler schon die scharfen Klauen
 Und lauert, daß er dein Gebiet zerlegt.
 Und deine Kinder harren, leidgeschlagen,
 Des letzten Streichs, der bis ins Leben trifft;
 Durch ihre Seelen schleicht wie lähmend Gift
 Der Übel allergrößtes: das Verzagen. —

Ihr deutschen Brüder! Schlesier allzumal!
 Ihr, die derselben Scholle Kraft geboren,
 Hört! Eure Mutter stöhnt in Todesqual!
 Wer aber gibt sein Feuerfestes verloren,
 Wenn Rettung winkt? — So lang' ein starkes Wollen,
 Ein Geist die Hunderttausende beseelt,
 Die Sinne schärft, die tät'gen Arme stählt,
 Wird unfres Schicksals Rad nicht abwärts rollen!

Tros Feindes Dräu'n, trotz aller Not und Fährde,
 Wir, Schlesiens Kinder, schwören im Verein:
 Geliebtes Land, geliebte Heimateerde,
 Dich sollen fremde Hände nicht entweihn!
 Nein! Unsr e Hände sollen einig stützen,
 Was deutscher Geist und deutscher Fleiß erschuf.
 Und wie ein Sturmwind brause unser Ruf:
 Kommt alle — alle, unser Land zu schützen!

Irma Erben-Sedlaczek.



Der deutsche Nar.

Nun liegst du am Boden, du deutscher Nar,
 Und dauernd umgibt dich der Feinde Schar
 Und schleudert dir Worte des Hohnes zu,
 Quält dich und quält dich und läßt dir nicht Ruh'
 Und geisert dich an ohne Unterlaß
 Und schmäht dich und würgt dich im grimmen Haß
 Und preßt dich zu schmachvoller Sklaverei
 Mit rohem, fanatischen Freudenschrei.
 Doch nicht durch Waffen der Feind dich bezwang:
 Des Hungers Geißel zu Boden dich rang.
 Er peitschte dich grinsend, schlug dich in Bann,
 Und schwächer und schwächer wurdest du dann,
 Erneut stürzt' auf dich sich des Feindes Schwall,
 Endlose Meuten, so kamst du zu Fall.
 Doch wehe den Feinden! Einst kommt der Tag,
 Da schärfst du die Krallen zum neuen Schlag.
 Wie Wettergebraus im rasenden Lauf,
 So heßt du zu Tode sie, Hauf um Hauf,
 Und rächst dann den Schimpf, der auf dir geruht,
 Und alles und alles wird wieder gut. Mag Herbe.

Oberschlesische Wälder.

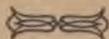
Ihr stillen Wälder meiner Heimat,
Nehmt mich auf!
Legt eure kühlen, duftenden Hände
Auf mein heißes Herz
Und neigt eure Stirnen,
Die nur Wolken und Sterne schauen,
Barmherzig zu mir.

Denn wund und müd
Komme ich von den Menschen.
Es klagt meine Seele:
Vom Blut der Erschlagenen
Raucht die Erde.
In allen Häusern
Weint bange Qual.
Und am leeren Herde
Steht stumm die Not . . .

Aber die Gassen hinauf und hinab
Läuft geschäftig die Bier.
In bunten Sälen
Tanzt taumelnd die Lust.
Und auf breitem Markt
Sitzt lächelnd die Lüge . . . —

Ihr heil'gen Wälder meiner Heimat,
Nehmt mich auf!
In euch ist Stille
Und festiger Frieden.
Und durch euer Rauschen geht es
Wie das Atmen Gottes.

Ernst Laslowski.



Rosmarin.

Großmutter betet still im Buch,
Das ruht auf ihren Knie'n,
Da gleitet aus den Blättern sacht
Ein Zweiglein Rosmarin.

Der kleine Enkel hat's gesehen
Und hebt's vom Boden auf:
„Großmutter, sag', was ist denn das? —
Blühn hier auch Blümlein drauf?“

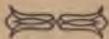
Im Buche birgt's die Alte schnell
Und nickt dem Liebling zu:
„Nicht Blümlein — nein — ein ganzer
Du kleiner Neugier du! [Lenz,

„In lauter Blüten stand die Welt,
Als einstmals — frisch und grün —
Vom Strauch mir brach gar liebe Hand
Dies Zweiglein Rosmarin.

„Drum hab' ichs auch im Bibelbuch — —
Du fassst das noch kaum:
Den Andern ist's ein dürrer Zweig,
Vom Eden mir ein Traum . . .“

Kopfschüttelnd wird zu seinem Spiel
Der Enkel wieder gehn;
Er sah im Aug' der Greisin nicht
Den scheuen Tropfen stehn.

Al. Stanislas.



Waldfirche.

Bern schreit ich Sonntags still durchs tiefe Grün,
Wenn fernher überm Wald die Glocken klingen.
Sein Laubdach ist mein Dom, sein Rauschen Orgelschall,
Die Quellen murmeln wie die Väter all,
Des Waldes Chor ist der Gemeinde Singen.
Der Pred'ger aber, großer Gott, bist du!
Ob du mich ansprichst still in heil'ger Ruh,
Ob deine Worte mir wie Donnerhallen,
Wie Sturm des Meeres in die Seele fallen.

R. Kurpiun.

Trinklied.

Die Kanne Wein geht um und um,
Ihr Brüder, schenket ein!
Das Mädel will gekiebet,
Der Wein getrunken sein.
Schenkt ein, ihr Brüder, schenket ein!

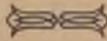
Die Kanne Wein geht um und um,
Ihr Brüder, stoßet an!
Den Ahmannhäuser hebet
Und trinket Mann für Mann!
Stoßet an, ihr Brüder, stoßet an!

Der Mai, der bringt uns viele Freud.
Ihr Brüder, haltet ein!
Die Freude will durchkostet,
Der Mai gefeiert sein.
Haltet ein, ihr Brüder, haltet ein!

Nun hebt das Glas von neuem hoch!
Stoßt an und trinket still!
Die Sorgen mag behalten,
Wer sie behalten will.
Trinket still, ihr Brüder, trinket still!

Die Kanne Wein geht um und um,
Nun trinket alle aus!
Nur einmal lacht die Jugend
In frohem Saus und Braus!
Trinket aus, ihr Brüder, trinket aus!

Paul Hildebrand.



Rote Rosen . . .*)

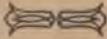
Rote Rosen, rot wie Blut,
Send' ich Dir, mein Liebchen;
Künden meiner Liebe Blut,
Schmücken Dir dein Stübchen.

Rote Rosen, rot wie Blut,
Blüh'n in meinem Garten. —
Lösch die Nacht des Tages Blut
Sollst Du mich erwarten. — —

Rote Rosen, rot wie Blut,
Blüh'n die Lippen Deine,
Ihrer Küsse heiße Blut
Schenkst Du mir alleine!

Rote Rosen, rot wie Blut,
Blüh'n, verblüh'n im Zimmer;
Meiner Liebe heiße Blut —
Die verglühet nimmer! —

Hans Morkroß.



Der Poet im Winter.

Gar grimmig fest der Winter ein,
Und ach! der Heizstoff ist so teuer!
Im Ofen glimmt mit mattem Schein
Ein karg gespeistes Kohlenfeuer. —
„Nun wirst du frieren, armer Wicht!“
Der Geldproß zum Poeten spricht.
Was soll ich ihm darauf erwidern?
„Wir Dichter spür'n die Kälte nicht,
Wir wärmen uns an unsern Liedern!“

Paul Grabowski.

*) Vertont und zur Laute gesetzt von Oswald Rabel. Erschienen im 2. Heft der Lautenlieder des Lautensängers Osw. Rabel (Erntefranz-Verlag Berlin-Steglitz I).

Aufruf.

Wie du dich quälst, mein Volk, wie du dich quälst.
Geld soll der netzzerlärnte Alltag bringen,
Und auch am Sonntag saugt die Luft nur Geld!
Mein Volk, o hör', silberner ist das Singen!

Ich liebe dich, komme, ich singe nach,
Was tief in deinem Herzen unberührt
— Du weißt es nicht, noch ahnten's Eltern leis —
Die süßesten Zufriedenheiten spüret!

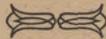
Wo sind die Lieder von den Märkten hin?
Statt ihrer sprudeln unruhig Fontänen.
Kommt dennoch, setzt euch her! Die Augen schließt!
Ihr werdet dann der Linde Frieden wähen,

Die einst der Tagwerk-Müden Ruhe barg
Und Heiterkeit und Lieblichkeit enthauchte.
Ein Lied erklang aus jungem Munde froh.
Die Mutter lächelste. Der Vater rauchte.

Die Abendglocken Ach, das ist vorbei.
Die Börsen ragen und die Plakate schreien.
Wir können nur die Lider senken und
Am Fenster sitzend still ein Stündlein weihen.

Mit einem Lied, das tiefer Seel' entquillt.
O noch ist nicht der goldne Abend
Zu Geld vermünzt. Es friedet Stern
An Stern ringsum, das Weltgeldweh begrabend.

Alfred Hein.

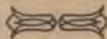


Deutschland und Oberschlesien.

Du bist der Stamm, ich bin die Ranke,
Du stehst fest auch ohne mich,
Ich aber, Liebster, beb' und wanke,
Und sinke kraftlos — ohne dich.

Und darf ich schmücken auch dein Leben
Und dich umklammern inniglich,
Du mußt mich stützen, tragen, heben,
Du bist der Stamm — die Ranke ich.

Egon Kaul.





Reiterstandbild Friedrichs des Großen in Beuthen D.-S.

Friedrich der Große, Oberschlesiens erster preussischer König, hat sich um unsere Provinz die größten Verdienste erworben. Aus Dankbarkeit haben die Oberschlesier dem großen Manne im Jahre 1910 ein Reiterstandbild in Beuthen D.-S. errichten lassen. Schöpfer dieses herrlichen Kunstwerkes ist der berühmte Bildhauer Tuailon.

Männer und Frauen der Heimat.

Irma Erben-Sedlaczek, geboren zu Tarnowitz O.-S., heiratete später nach Österreich und lebte in Innsbruck und Saaz. Durch den Krieg verlor sie ihren Gatten. Sie wohnt jetzt in Breslau. „Aus Kampf und Stille“ und „Reisendes Land“ lauten die von ihr herausgegebenen Gedichtbücher. Einen ausführlichen Aufsatz über diese Dichterin von Max Tau enthält der 3. Band des Schlesischen Musenalmanachs 1919. (Verlag: Th. Cieplick in Beuthen O.-S.) Vgl. Inserat!

Elisabeth Grabowski, eine geborene Oberschleslerin, lebt in Oppeln. Sie ist als Schriftstellerin seit vielen Jahren für das Deutschtum in Oberschlesien tätig. Große Liebe zur Heimat spricht aus allen ihren Werken. Unzähligen kleineren und größeren dichterischen Arbeiten begegnet man in den verschiedensten Zeitschriften und Büchern. In Buchform erschienen u. a. der ober-schlesische Roman „Saldenkinder“ und die Erzählung „Ich hab' mein Eisen geschmiedet.“

Paul Grabowski, geboren am 25. April 1878 im Schulhause zu Boitschow, Kreis Gleiwitz, jetzt Lehrer in Orzegow bei Beuthen O.-S. Vorzugsweise Lyriker, ist er vertreten in den besten deutschen Zeitschriften. Er gab heraus: „Saldenrosen“, treffliche Gedichte, die zu lesen, es wirklich lohnt.

Alfred Hein, geboren 7. 10. 1894 als Sohn des Lehrers und Schriftstellers Benno Hein in Beuthen O.-S., gegenwärtig Feuilletonredakteur der Königsberger Hartung'schen Zeitung in Königsberg i. Pr. Ein viel versprechender Lyriker. Er veröffentlichte mehrere Verbücher, Skizzen und kleine Dramen. Sein bestes Buch ist der Gedichtband „Lindenfrieden“, aus dem das in diesem Hefte abgedruckte Gedicht „Ausruf“ entnommen ist.

Mar Herde, geboren den 9. 11. 1895 zu Tost O.-S. Von Beruf Seemaschinist. Autodidakt. Das hier veröffentlichte Gedicht „Der schwarze Aar“ beweist wieder einmal, daß die Muse bei der Wahl ihrer Söhne nicht nach Stand und Vorbildung fragt. Möge der Dichter der ober-schlesische Lersch werden!

Robert Kurpiun, geboren 13. April 1869 zu Gandinnen, Kreis Insterburg, Ostpreußen, seit 1893 Lehrer an der Bergschule zu Tarnowitz O.-S. Er veröffentlichte mit Erfolg zwei große ober-schlesische Romane: „Der Mutter Blut“ und „Das schwarze Weib“, sowie den Novellenband „Bunt Vult“. Ein wackerer Streiter mit der Feder im Kampfe des Deutschtums wider die slawische Flut.

Alfred Nowinski, geboren 18. 8. 1881 in Oppeln. Lehrer daselbst. Feldzugteilnehmer vom Kriegsausbruche 1914 an bis zum Schlusse. Bis 1919 Kompagnieführer eines Grenzschutzregimentes. Ausgezeichnet mit den Eisernen Kreuzen I. und II. Klasse und mit den Schlesischen Ablern I. und II. Klasse. Veröffentlichte „Herzblut“, Gedichte, und „Mit der Schlesischen Landwehr durch drei Kriegsjahre“. Den ober-schlesischen Roman „Im Feuerchein“ druckt demnächst „Der Oberschlesier“, Wochenschrift in Oppeln, ab. Sein schönes „Oberschlesierlied“ hört man in allen Konzertsälen singen.

Gustav Adolf Stan. Schneider (Ps. A. Stanislas) geboren 7. 11. 1848 in Elsnig, Kreis Neustadt O.-S. Mitarbeiter vieler deutscher Zeitschriften. Er unterhielt regen Schriftverkehr mit unseren größten deutschen Dichtern, wie Reuter, Holtei, Geibel, Storm, Scheffel, Liliencron u. a. m. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher, wie „Waldmärchen“, „Wandervogel-Geschichten“, „Am Wege gepflückt“, Gedichte, „Abseits“, neue Gedichte. War nahezu 50 Jahre Fabrikbuchhalter. Lebt in Neustadt O.-S.

(Diese Liste wird fortgesetzt. Mitarbeiter, Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Denker u. a. m. wollen neben ihren Arbeiten stets kurze Lebensdaten einsenden.)

Bücherschau.

(Eingegangene Schriften.)

Altes, lustiges-Berlin! Humoristische Bilder und Skizzen. Ausgewählt und eingeleitet von **Wilhelm Müller-Rüdersdorf**. Oldenburg & Co. Verlag, Berlin SW. 48. Geheftet 5.— Mark.

Was Berlin, das bildbunte, eigenartreiche der Altzeit, war, und wie es sich vor allem in seinen Volksnaturen auswirkte, das zeigt als sein Hauptbildender **Adolf Glasbrenner** (geboren in der Reichshauptstadt am 27. 3. 1810, gestorben daselbst am 25. 9. 1876).

Auf den Trümmern Messinas. Sizilianische Erzählung von **Mario Barbera**. Deutsche Bearbeitung von **Coloman Schlesinger**. Mit 12 Bildern. 2. Auflage, gebunden 8.— Mark. Verlag Herder & Co. in Freiburg in Br.

Aus Vergangenheit und Gegenwart von Ratibor a. d. D. Gesammelte Aufsätze von **J. Wunschik**, Taubstummenlehrer, und **Carl Leib**, Magistratssekretär, beide in Ratibor. Im Selbstverlage der Verfasser.

Ein treffliches Heimatbuch, mit vielem Fleiße und Geschick zusammengestellt, zum Teil von den Herausgebern selbst geschrieben. Das Buch gehört in die Bücherei jedes Oberschleslers.

Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Mit einem Titelbild. Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Professor **Dr. Otto Hellinghaus**. Verlag Herder & Co. i. Br., geb. 9.20 Mark.

Am 16. Dezember 1920 werden 150 Jahre verflossen sein, da **Beethoven**, der unerreichte Meister im Reiche der Töne, zu Bonn am Rhein geboren wurde. Für die Feier dieses Tages ist das vorliegende Buch eine prächtige Gabe.

Chronik von Siemianowitz, Laurahütte, Fannygrube und Georgshütte. Mit Einschluß des Wichtigsten aus der Kulturgeschichte Schlesiens und insbesondere des oberschlesischen Industriebezirks bearbeitet und im Selbstverlage herausgegeben von **Wilhelm König**, Rektor in Georgshütte bei Laurahütte D.-S.

Dieser regsame Fachschriftsteller und Schulmann hat Oberschlesien mit seiner Chronik ein überaus wissensreiches Buch beschert. Auf jeder Seite fühlt man den Segen, den das Deutschtum über die jetzt arg bedrängte Heimat ausgestreut hat.

Das Buch. Von **Bernard Arné S. J.** Verlag Herder in Freiburg i. Br. Ein weiser Berater für alle Lesenden, klärt diese Schrift trefflich über die „papierne“ Gefahr auf, die unsere Jugend besonders zu vernichten droht.

Der Oberschlesler. Oberschlesische Wochenschrift. Herausgegeben von **Georg Wenzel**. Verlag in Oppeln, Bismarckstraße. 3.60 Mark vierteljährlich.

Diese trefflich geleitete Schrift ist ein Sprechsaal für alle Oberschlesler. In ihren Aufsätzen wird viel Wissenswertes geboten. Die Heimatkunst und Heimatkunde findet fast in jeder Nummer Berücksichtigung. Ganz besonders sind die von Zeit zu Zeit erscheinenden Sondernummern zu nennen, z. B. die „Volkshochschul-Nummer“, die „Bäder- und Sommerfrischen-Nummer“, die „Museums-Nummer.“ Die oberschlesischen Schulmänner sind an dieser Zeitung in hervorragender Weise beteiligt.

Der schwarze Adler. Erster unparteiischer Führer für alle heimat- und reichstreuere Oberschlesler. Schriftleitung: **E. h. Stahr** in Koenigshütte D.-S., Kronprinzenstr. 5. Verlag: Oberschlesien G. m. b. H., Koenigshütte. Vierteljährlich 1.— Mark.

So ehrlich und standhaft für unser schönes deutsches Vaterland kämpft fast keine zweite Zeitung. Oberschlesien war, ist und muß deutsch bleiben! Diese Wahrheit ruft der „schwarze Adler“ in die weite Welt. Oberschlesier, wo ihr auch wohnen möget, nehmt den „schwarzen Adler“ als euer Leibblatt in euer Haus und beherzigt seine weisen Mahnungen!

Deutsche Gesangschule für Volksschulen. Eine Sammlung methodisch geordneter Singübungen und eine Auswahl von Schul- und Volksliedern bearbeitet von Karl Braunsch. Drei Teile. Priebatsch's Verlagsbuchhandlung Breslau.

Die Barke. Mitteilungen aus der schlesischen Literatur und Künstlerwelt kath. Weltanschauung von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz in Bad Laudeck (Schlesien). Jede Nummer 1.50 Mark.

Der Herausgeber gedenkt eine Zeitschrift großen Stils zu gründen und schiebt zur Vorbereitung und Aufklärung vorab die „Barke“ in die Welt. Er will unserer Jugend, dieser ringenden, kämpfenden, in ihrer geistigen Not helfen — unter dem Signum: „Ihm nach!“ Gott segne das Vorhaben unseres ober-schlesischen Landmannes!

Die Durfmusik. Halbmonatsschrift für schlesische Mundart im Dienste von Heimatliebe, Heimatschutz, Heimatkunst. Herausgeber: Karl Wilhelm Michler. Verlag: Karl Vater & Co. in Breslau, Matthiassstr. 12. Vierteljährlich 2.— Mark.

Im Schlesiſchen Muſenalmanach wurde bereits mehrere Male auf diese schöne Schrift hingewiesen. Die „Durfmusiker“ blasen in jeder Nummer herrliche Sachen. Bald möchte man weinen, bald möchte man lachen. Man muß staunen, woher sie das Zeug zu solch schönen Konzerten haben. Um die Heimat dreht es sich allemal und auch besonders jetzt um Oberschlesien. Sie wissen, die Bläser, daß das reiche Kohlenland uns nicht verloren gehen darf. Recht so! Viel Glück zum 8. Jahrgange!

Ein Erntewagen. Aus den Lautenliedern des Lautenängers Dswald Rabel. 2. Hest. Erntekranz-Verlag in Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 36. 3.— Mark.

Wer kennt ihn nicht — unsern Rabel! Einen Erntewagen — hochgeladen — schiebt er in unser Haus. Der Winter kommt — holt die Laute hervor, aufset, singet und lauschet beim Lampenscheine, welch goldenen Töne der Sänger, Spieler und Lieddichter Rabel euch beschert hat!

Geschichte der ober-schlesischen Landwirtschaft von A. Felitto. Mit 44 Bildern. Phönix-Verlag (Carl Siwinna) Rattowitz.

„Jeder Einsichtige und Vorurteilsfreie wird zugeben, daß die ober-schlesische Landwirtschaft, so wie sie heute ist, es durch den deutschen Einfluß, durch die Fürsorge der preußisch-deutschen Regierung geworden ist. Deutsch war zuerst der Boden, den heute der ober-schlesische Landwirt bebaut. Dann wurde unsere Heimat Erde von den polnischen Slaven besetzt. Seit mehr als 750 Jahren ist sie jedoch beim deutschen Reiche. — Deutsch ist unser Pflug und die starke Pferderasse, die ihn zieht. Von deutscher Seite kommen alle Maschinen und Hilfsmittel, die uns geboten werden, um die Erträge unserer Felder und Gärten zu verdoppeln.“ Zu diesem Resultate gelangt der Verfasser am Ende seiner ausführlichen, tief schürfenden Abhandlung. Möge das Buch alle wartenden Ober-schlesier von der Wahrheit der Dichterworte überzeugen:

Mit Gottes Hilfe schuf deutsche Hand
Das ober-schlesische Ackerland.

Fragekasten.

(Nur Fragen, die allgemeines Interesse haben, werden hier beantwortet. Alle anderen schriftlich. Rückporto ist beizufügen.)

- Philo vom Walde-Denkmal.** Ein Denkmal dieses schlesischen Dichters befindet sich am Waschteiche zu Breslau. Ein zweites soll in Leobschütz, der Heimat des Dichters, errichtet werden. Geldspenden hierzu nimmt entgegen der Schriftsteller Hugo Gnielczyk in Bratsch D.-S. (Kreis Leobschütz).
- Eichendorff-Denkmal.** Das Reisser Denkmal besteht leider nur noch zum Teil. Die schöne Büste ist im Kriege eingeschmolzen worden. Der Marmorsockel ist noch vorhanden. Dagegen steht das Denkmal in Ratibor, das den Dichter als Studenten in Überlebensgröße zeigt, unverfehrt da.
- Neuer Verlag in Gleiwitz.** Ein solcher ist unlängst unter dem Namen „Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. Gleiwitz, Reichstr. 4“ gegründet worden.
- Photographische Aufnahmen von Oberschlesien.** Wenden Sie sich an Max Steckel in Rattowitz. Derselbe bietet hierin Hervorragendes. Als Tierphotograph steht er unerreicht da.
- Romantische Literatur.** Im Verlage von Parcus & Co. München, Pilsotzstr. 7 erscheinen der „Eichendorff-Kalender“ und der „Wächter“, Monatschrift für alle Zweige der Kultur. Herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Rofsch.
- Oberschlesische Bühnenspiele.** Paul Friebe in Roenigshütte veröffentlichte den „Grenzmüller“, der bereits über die Bretter geht. „Wohin?“ erschien soeben im Verlage der „Volksstimme“ Gleiwitz. Verfasser ist der Herausgeber des Schlesienschen Musenalmanachs. Ins Polnische wurde das Stück von Anton Will übertragen.
- Professor Max Kirchner.** Dieser Komponist wohnt in Rattbor. Er setzte Max Steckels Singspiel „Sattrarosen“ in Musik. Im Frühjahr wurde dieses Stück in allen Städten des ober-schlesischen Industriebezirks aufgeführt. — Andere ober-schlesische Komponisten sind: Kraus, Buchal, Kauf, Szorra, Lippa, Rieslich, Beyer, Hoppe, Braunnich, Fleischer. Auf diese und andere werden die folgenden Hefte des Almanachs näher eingehen.
- Oberschlesische Maler.** Da gibt es sehr viele, die bereits Hervorragendes geleistet haben. Viele wohnen in Breslau, München. Emil Hudek, der Maler des „Eichendorffbildes“, wohnt in Hochkreischam D.-S., Bruno Zwitener, der Zeichner des Umschlages und Titelbildes in Roenigshütte D.-S. Über ober-schlesische Maler wird ein besonderer Aufsatz später berichten.
- Oberschlesische Volkslieder.** Im Verlage von B. V. heimatstreuer Oberschlesier, Landesgruppe Schleswig-Holstein, in Kiel erschienen Vertonungen von Erich Schnorr, Lehrer in Seydowitz bei Rybnik D.-S. Die Texte sind dem Buche „Dr. Julius Roger“ von Franz Jedrzejewski entnommen.
- Abolf Münzer.** Geboren in Pleß, lebt als Professor der Malkunst in Düsseldorf. In Kürze feiert er seinen 50. Geburtstag. Er wird im nächsten Hefte eingehend gewürdigt werden.
- Der Roman des neuen Musenalmanachs.** „Ein Gottesgericht“ spielt vor einigen Jahrhunderten in Spanien — und, richtig genommen, im heutigen Oberschlesien. Nichts Neues unter der Sonne! Wie damals — so auch heut: Parteihaber, politische Zerrissenheit, Genußsucht, Betrug, Geldgier, Amoral, Gleichgültigkeit in der Religion. Der Verfasser flüchtete, um die Erscheinungen der letzten Jahre recht zu verstehen, im Geiste in andere Länder zu anderen Zeiten. Als Vorwurf diente dem Verfasser die kleine Erzählung „Das Erdbeben in Chile“ von Kleist, die er bis auf einige Namen völlig frei zu einem großen Romane umgestaltete. Die Handlung ist sehr abwechslungsreich. Stierkämpfe, Ballfeste, Prozeffionen,

Serenverbrennungen, große Gerichtsverhandlungen, Priestermorde, Erdbeben wechseln mit einander ab. Wir schauen die Pracht maurischer Schlösser, feenhafte Gärten, prachtvolle Dome, alte Klöster, Zigeunerhöhlen, Gefängnisse u. a. m. Gegenätze reichster Art treten auf. Der Verfasser schürft tief. Selbst vor den Wölfen in Schafskleidern, die — wie heute vielfach in Oberschlesien — damals das Volk von der heiligen Kanzel verhexten, die andern anklagten, die Balken aber in ihren eigenen Augen nicht sehen wollten, macht er nicht halt. Kein Ding auf der Welt ohne Zweck. So auch die Kunst. Im „Gottesgericht“ zeigt der Autor Licht und Schatten, führt er die Menschheit durch Nacht zum Licht. Erst muß Gottes Hand im Schicksale des Einzelnen wie der Gesamtheit fühlbar werden, dann erst kommt die rechte Läuterung.

Mitarbeiter. Für den Schlesiſchen Muſenalmanach, der nunmehr in 12 Teilen erſcheint, ſind als Mitarbeiter alle eingeladen, die innige Liebe zur deutſchen Heimat, eine feſte nationale und religiöſe Geſinnung, Ernſt und Würde in der Auffaſſung des Künſtlerberuſes in ihren Werken an den Tag legen. Nicht allein Schleſier, auch Schriftſteller und Künſtler aus den angrenzenden Ländern, mögen ſie auch augenblicklich zu Deutschland nicht gehören, ſind willkommen. Aber auch allen andern im weiten Vaterlande, die in unſerem Sinne den deutſchen Oſten in ihren Arbeiten behandeln, iſt der Eintritt geſtattet. In erſter Linie will der Almanach ſeine Türen den noch Unbekannten, Aufwärtſtrebenden öffnen. Die werden gewiß nicht gleich Großes liefern. Liegt aber nicht auch in den beſcheidenen künſtleriſchen Aeußerungen der Heimat ein gewiſſer Wert? Nur der Halbgebildete hat keine Freude an den heimischen Erzeugniſſen. Er liebt die Mode. Heimatkunſt macht aber keine Mode mit. Sie bleibt ewig geſund. — Der Schleſiſche Muſenalmanach will ein Hort des Deutſchtums im Oſten, eine Pflegſtätte geſunder Volkſkunſt ſein.

Hauſkritik. Biſ heut hat die Schriftleitung Beurteilungen von Manuſkripten nur in den ſeltenſten Fällen übernommen. Nunmehr kann ſie dem großen Anſturme nicht widerſtehen. Alle zur Beurteilung einlaufenden Arbeiten werden an zuſtändige Rezenſenten überwieſen.

Oberſchleſiſches Abſtimmungslied.

Melodie: Stimmt an mit. . .

Der Heimat treu biſ in den Tod
Wir Oberſchleſier bleiben.
Nicht Zwiſetracht, Haß, Gewalt und Not
Unſ von der Scholle treiben.
Was Väter ſchwuren ohne Neu'
Dem Vaterland, dem alten,
Wir Oberſchleſier, heimattreu,
Eſ ehrlich weiter halten.
Der Heimat treu! Dich heil'geſ Wort
Wir Oberſchleſier preiſen.
Ertöne laut von Ort zu Ort,
Verbann die falſchen Weiſen.
Kommt über unſ jezt Sturmgebrauſ,
Will man die Heimat rauben,
Wir bleiben Herrn in unſerm Hauſ,
Wenn wir an Deutschland glauben.

Wilhelm Wieblich.

Pianos, Flügel, Harmoniums und Kirchenorgeln

Vertreter von: Blüthner, Steinway & Sohn, Steinweg-Braunschweig, Schiedmayer, Seiler, Schütz, L. Schmidt, Rarn, Mannborg usw.

Spezialität: Meistergeigen eigener Firma.

Blas- und Streichinstrumente -: Saiten jeder Art -: Trommeln usw.
Größte Auswahl von Musikalien.

Stimmungen u. Reparaturen von Klavieren, Harmoniums, Kirchenorgeln.

Th. Cieplik, Beuthen (O.-S.)

Raiffeisen Kellereien

Spezialität: Deutsche Naturweine

von Winzer und weinbautreibenden Genossenschaften

Probierstuben: Breslau Junkernstr. 1—3, Ecke Blücherplatz
Fernspr.: Kontor 2891, Probierstuben 1315.

Lewaldsche Kuranstalten in Obernigk bei Breslau

(gegründet 1870). — Fernspr. Amt Obernigk Nr. 1.

1. Sanatorium für Nerven- u. Gemütskranke,
2. Erholungsheim für Nervöse u. Erholungs-
bedürftige. Entziehungskuren.

Dr. Joseph Loewenstein, Nervenarzt.

Außerhalb des besetzten Gebietes
und der neutralen Zone liegend

Bad-Nauheim Am Zaunus
bei Frankfurt a. M.

Sommer- und Winterkurbetrieb.

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten,
beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und
Gelenk rheumatismus, Gicht, Rückenmarks-,
Frauen- und Nervenleiden.

Sämtliche neuzeitliche Kurmittel — Gesunde,
kräftige Luft — Herrliche Park- und Wald-
spaziergänge — Vorzügliche Konzerte, Theater,
Tennis, Golf, Rodol, Wurfstaubenschießstand.

Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskunftschrift D. 27
v. „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim“

Sanatorium Blixengrund

bei Görbersdorf
für Lungenkranke. Arzt im Hause.
Gute Verpflegung.

Prospekt frei

Lahn im Riesengeb. bei Hirschberg.

Pädagogium

Landschulheim

auf deutscher u. christlicher Grundlage.
Gegründet 1874.

Kleine Klassen, real, realgymnasial u.
gymnasial. Ziel: Einjähriges u. Vor-
bereitung auf Obersekunda. Streng ge-
regelt Internat famil. Charakters.
Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung.
Eigene Ökonomie, Sport, Wandern.
Bäder, Medizin. Bäder i. Sanatorium.
Fernruf: Lahn 4.

Prospekt frei durch die Direktion.

Charlottenbrunn

klimatischer Gebirgs-

Kur- und Badeort

das ganze Jahr geöffnet,
467—544 m.

Prospekt d. d. Badeverwaltung.

Musiker aller Instrumente

für eine Militärkapelle in Schlesien für
sofortigen Antritt gesucht. Offert. unter
Bm 10 an die Exped. dieser Zeitung.

Der schwarze Adler

Erster unparteiischer Führer für alle heimat- und reichstreuen
Oberschlesier!

Erscheint Montag und Donnerstag. Einzelpreis 20 Pf. Bezugspreis
vierteljährlich 1 Mark, monatlich 34 Pf. Postbestellgeld 30 Pf.

Verlag Oberschlesien, Königshütte, Lobestraße.

Oberschlesische Volksstimme

Organ der kath. Volkspartei Oberschlesiens (über 350 000 Anhänger)

Täglich zwei Ausgaben — Morgen- und Mittagblatt

Modernste und bestunterrichtetste Zeitung Oberschlesiens
Wirksamstes Insertionsorgan

Man verlange Probenummern und Kostenanschläge von der
Hauptgeschäftsstelle Gleiwitz (D.-S.), Kirchplatz Nr. 4.

Villa

in Hirschberg

13 Zimmer, 3 Küchen, 5 Zimmer und
große Veranda, bald beziehbar, Gas,
elektr. Licht, schöner Garten, Kleintier-
stall, sofort für 100 000 M. verk. An-
zahlung 40—50 000 M. Bedingung:
Uebern. einer freiverd. 5—6 Zimmer-
Wohnung in Rattowitz oder Deuthen.
Ang. u. S. 1225 an d. G. d. Z.

Lehrer

(Leutn. d. Res.) 29 Jahre
alt, jährliche Einnahme
z. Z. 12 000 M., möchte
gebildete, vermög.,
kathol. Dame zwecks
Angebote unt. Z. Z. 800 a. d. Zeitschrift.

Heirat

Oberschlesierin,

24 Jahre alt, kath., Kenntnisse in Haushalt und
Buchführung, sucht für 1. 11. 20 dementsprechd.
Stellung auf größ. Gut Schlesiens
bei freier Station u. Gehalt. Angebote unter
F. K. an den Verlag Myslowitz.

Schlesischen Mufenalmanach

1915, 1916, 1917 I, 1917 II, 1918 I und
1920 kauft zurück der

Schlesische Mufenalmanachverlag
Myslowitz D.-S. 37.

Oberschlesische

Plebiszitmarken

50 Pf., 1. Ausgabe, zu kaufen ge-
sucht. Gest. Angebote unter R. i. 200
an die Geschäftsstelle des Almanach.

Bergessen Sie nicht,

daß heute das Inserat unentbehrlich
ist, um auf jeglichem Gebiete Erfolge
zu erzielen. Die Monatshefte „Schle-
sischer Mufenalmanach“ (Geschäftsstelle:
Myslowitz, Schließfach 37) haben eine
große Verbreitung und eignen sich zum
Insrieren vorzüglich.

Bücher von Wilhelm Wirbikſky

aus dem Verlage von Th. Ciepſki in Beuthen D.-S.

Die Akademische Zeitung der Wiener Universität schrieb im Herbst 1919: „Schlesien, die Heimat Paul Kellers, hat einen neuen gottbegnadeten deutschen Dichter hervorgebracht, Wilhelm Wirbikſky, der sich seinem eben genannten Landsmanne ebenbürtig zur Seite stellt.“ —

Vorrätig ſind:

Sonnengrund. Schleiſſiſcher Roman	7,— M
Mein Märchen. Romantiſche Erzählung	1,50 M
Schleiſſiſcher Muſenalmanach 1918 II.	3,— M
Derſelbe 1919 I	4,— M
Derſelbe 1919 II	4,— M
Derſelbe 1919 III	4,— M
Derſelbe 1919 IV	4,— M

Dazu Zuſchläge!

Dieſe 5 Bände enthalten ſehr viele literaturhiſtoriſche Aufſätze, wie: „Eichendorffs Heimatklänge“ / „Aus unveröffentlichten Briefen Emanuel Geibels an den Schleiſier Conrad von Pritt- witz u. Gaſſron“ / „Margarete Baronin Eichendorff (Enkelin Joſ. von Eichendorffs)“ / „Der erſte ſchleiſſiſche Dichter“ / „Schleiſſiſche Meiſterſänger“ / „Eberhard König“ / „Holteis Schleiſiertum“ / „Paul Keller“ / „Irma Erben-Sedlaček“ / „Emil Barber“ / „Franz Jedrzejewski“ / „Vergessene ſchleiſſiſche Literaturgrößen“ / Weiterhin Aufſätze über ſchleiſſiſche Maler, Muſiker, ſowie zahlreiche Novellen, Skizzen, Lyrik, Bilder, Noten und Bücherschau.

Wilhelm Wirbikſky. Ein Dichterbild von
Paul Ruſer 1,50 M

Alle Freunde und Leſer des Schleiſſiſchen Muſenalmanachs

werden gebeten, in allen Gaſthöfen und auf allen Bahnhöfen dieſe Monatsſchrift zu verlangen. Für Angabe von Adreſſen, die beſtimmt abonnieren werden, dankt beſteſt

Der Verlag.

